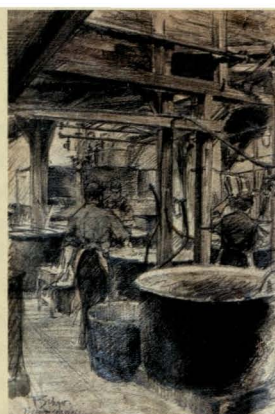




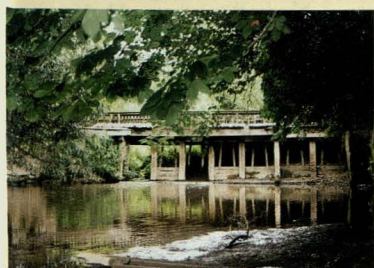
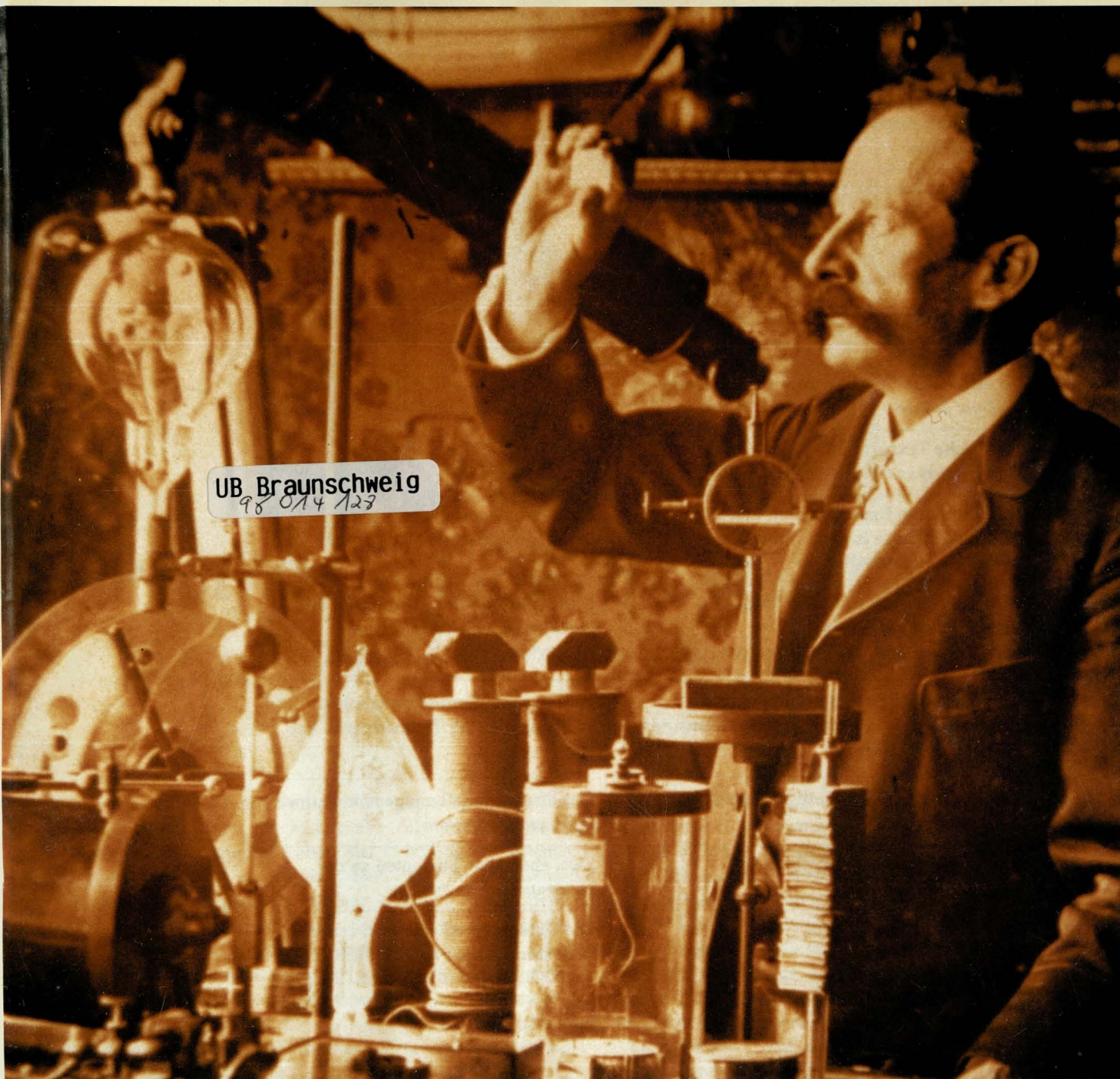
# Braunschweigische Heimat

Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e.V.

88. Jahrgang, Ausgabe 1/2002



UB Braunschweig  
98 014 123



## Aus dem Inhalt:

Prof. Dr. Friedrich Giesel, ein Pionier der  
frühen Radioaktivitätsforschung

Das Museumsdorf Hösse

Das Ölper Wehr, Reste der  
Mühlenanlage

UB Braunschweig

GG 7 17



Am Ortsrand von Westerbeck, im Landkreis Gifhorn, stehen Apfelbäume, deren Äpfel es vermutlich in keinem Obstladen mehr gibt. Die meisten Bäume wurden wohl vor 100 Jahren gepflanzt. Seit einiger Zeit erwacht die alte Streuobstwiese zu neuem Leben. Naturschutzorganisationen, wie der NABU und die Jägerschaft, haben ein Haus errichtet, Wege angelegt. Bald sollen dort Lehrtafeln und pädagogische Spiele aufgebaut werden. Vom Naturlehrpfad Westerbeck aus können Besuchergruppen mit der Bahn ins Große Moor fahren oder sich auf der Streuobstwiese über den heimischen Lebensraum informieren.



#### Abbildungen Titelseite

**oben:** Chininproduktion der Firma Buchler & Co. Zeichnung von Felix Schwormstadt 1892.

**mitte:** Friedrich Giesel in seinem Laboratorium.

**unten links:** Das Wehr in Ölper.

**unten rechts:** Museumsdorf Hösseringen

3	<b>Prof. Dr. Friedrich Oskar Giesel</b> <i>Von Rudolf Fricke</i>	Ein Pionier der frühen Radioaktivitätsforschung
7	<b>Befand sich Schezla im Braunschweigischen?</b> <i>Von Walter Pielke</i>	Einer der Grenzorte des karolingischen Reiches
8	<b>Das Ölper Wehr</b> <i>Von Thomas Czwalina M.A.</i>	Zeugnis einer einst mächtigen Mühlenanlage
11	<b>Zum Gevatter wurde man höflichst gebeten</b> <i>Von Franz Leiste</i>	Patenbriefe des 18. und 19. Jahrh. aus Veltheim / Ohe
12	<b>Die ostfälische Sprache und ihre Literatur</b> <i>Von Jürgen Schierer</i>	Plattdeutsch zwischen Lüneburger Heide und Harz und Weser und Elbe
16	<b>Ostfälische Textproben</b> <i>Von Rolf Ahlers und Kurt Bratmann</i>	„Kaffe und Kaffee“, „Bien Slachten“ un „Wie Voß tau Falle keim“
19	<b>Der Stadtname Braunschweig und die Siedlungsanfänge in der Altenwiek</b> <i>Von Prof. Dr. Wolfgang Meibeyer</i>	Die Wörter <i>-wik</i> und <i>-brunes</i> in braunschweigischen Stadtnamen
22	<b>Jüdisches Museum in Halberstadt von der Schließung bedroht</b> <i>Von Elke Frobese M.A.</i>	Das Berend-Lehmann-Museum für jüdische Geschichte und Kultur
24	<b>Auf den Spuren der ehemaligen braunschweigischen Landesuniversität Helmstedt</b> <i>Von Marita Sterly M.A.</i>	Führung des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz
26	<b>Pastor Erich Bock im Heiligen Land</b> <i>Von Renate Pahlow</i>	Der Pfarrer einer Landgemeinde reist 1898 nach Jerusalem
28	<b>David und Johannes Fabricius</b> <i>Von Sabine Ahrens</i>	Zwei ehemalige Studenten an der Helmstedter Universität
30	<b>Geheimnisse einer Ruine</b> <i>Von Klaus Herrmann</i>	Die Harzburg war einst von zentraler Bedeutung für die Reichsgeschichte

#### Rubriken

Impressum	18
Neue Bücher	11, 15
Termine	31
Ausflugstip	32





# Prof. Dr. Friedrich Oskar Giesel

## *Ein Pionier der frühen Radioaktivitätsforschung*

*Text von Rudolf Fricke*

Das Jahr 2002 bietet im Besonderen Anlass, sich mit Prof. Dr. Friedrich Giesel, an eine Leitfigur der frühen Radioaktivitätsforschung zu erinnern. Er wurde vor 150 Jahren geboren, sein Sterbedatum liegt 75 Jahre zurück, vor genau 100 Jahren bot er erstmals Radium kommerziell zum Kauf an, entdeckte er das Element Aktinon ( $^{219}\text{Rn}$ ) und erfand er selbstleuchtenden Farbstoff.

Giesel trug mit zahlreichen Entdeckungen und Erfindungen zu den Kenntniserweiterungen über das Phänomen der Radioaktivität bei. Von Curies gibt es Aufzeichnungen, die von hohem Respekt gegenüber den Leistungen des Braunschweiger Chemikers zeugen. Wie

kein Zweiter, war Giesel insbesondere ein Förderer der Radioaktivitätsforschung. Ungeachtet ihrer Nationalität und ihres wissenschaftlichen Ranges, stellte er Forschern radioaktives Material zur Verfügung. Mit größter Dankbarkeit wies beispielsweise Rutherford mehrfach in seinen Veröffentlichungen darauf hin, dass er ohne Giesels Präparate seine Forschungsarbeiten nicht hätte durchführen können. Otto Hahn schrieb in seinen Lebenserinnerungen, dass er von ihm radioaktives Material sogar geschenkt bekommen habe.

Friedrich Giesel wurde 1852 in der schlesischen Kleinstadt Winzig (heute Winsko) bei Breslau geboren. Er studier-

te bei Professor Liebermann Chemie, promovierte in Göttingen auf dem Gebiet der Chinoline, war für mehrere Jahre wissenschaftlicher Assistent an der Gewerbeakademie in Berlin und übernahm schließlich 1878 bei der Braunschweiger Chininfabrik Buchler & Co. eine Anstellung als leitender Betriebschemiker. Hier arbeitete er sich durch seine Persönlichkeit, seine Fachkompetenz und mit Patententwicklungen auf dem Gebiet der Chinin-, Kokain- und Atropinproduktion, in eine geachtete Stellung hinein. Zusammen mit Carl Liebermann arbeitete er weiter an Projekten der Kokaindarstellung. In Braunschweiger Wissenschaftlerkreisen erlang-





te Giesel Wertschätzung als hervorragender Experimentator, als Chemiker mit Weitblick und Improvisationsgeschick. Über Braunschweig hinausgehende Aufmerksamkeit erregte er mit einzigartigen Ergebnissen zur Farbfotografie und mit fundamentalen Pioniertaten für die zahnmedizinische Röntgendiagnostik. Giesel bewies damit wissenschaftliche Fähigkeiten und Interessen, die weit über sein Fachgebiet der Chemie hinausgingen.

Friedrich Giesel befand sich bereits in seinem 46. Lebensjahr, als sich die Mitteilung verbreitete, dass es in Paris der Chemikerin Marie Curie gelungen sei, in Uranrückständen das bis dahin unbekannte radioaktive Element Polonium aufzuspüren. Giesel war ein Extraktionsfachmann und reagierte als solcher fasziniert auf diese Nachricht. Unvermittelt versuchte er sich selbst an der Darstellung des Poloniums.

Er besorgte sich von der Hannoveraner Firma de Haën 10 kg Abfallmaterial aus deren Uranfabrikation und bearbeitete es nach den ihm zur Verfügung stehenden Beschreibungen des Vorgehens von Madame Curie. In der Tat erhielt er eine Lösung, in der sich ein Strahlen aussendender

Anteil konzentrierte. Allerdings gab es einen Unterschied: Marie Curie hatte das Polonium bei der Ausfällung von Wismut gefunden. Sein Konzentrat enthielt in der Hauptsache Barium. Die damit vergesellschaftete aktive Substanz konnte wegen dieses chemischen Unterschiedes eigentlich kein Polonium sein, hielt der Braunschweiger Chemiker in seinen Notizen fest. Von dem Vorliegen eines neuen, unbekannten radioaktiven Elementes zu sprechen, traute er sich seinerzeit jedoch noch nicht. Wie sich wenig später herausstellte, hatte er zeitgleich zu Curies das Radium entdeckt.

Es war ein mühsamer Weg und kostete viel Arbeit, um aus dem Rohmaterial den im günstigen Fall zu 3%o darin enthaltenen verwertbaren Radium-Barium-Anteil zu isolieren. Zur letztendlichen Trennung des Radiums von dem inaktiven Barium bediente sich Giesel der fraktionierten Kristallisation des Bromids. Das Verfahren beinhaltet die Tatsache, dass beim Auskristallisieren aus der gesättigten Lösung eines Gemisches zweier Stoffe zuerst der schwerer lösliche, im Übergangsbereich ein Gemisch und zuletzt der leichter lösliche Stoff ausfällt.

In der Summe erhielt Giesel so zwei Salze, deren Reinheitsgrad von der Sorgfalt der durchgeführten Fraktionierung und der Anzahl der vorgenommenen Trennverfahren abhing. Und er arbeitete sehr sorgfältig! Nach eigenen Angaben hatte er bald 10 Gramm Radiumpräparat vorliegen. Die Konzentration war bereits unvorstellbar. Es leuchtete von selbst so intensiv, dass man dabei aus 50 cm Entfernung bequem die Zeitung lesen konnte, teilte er begeistert in einer Veröffentlichung mit. Eine besondere Bewunderung gebührt Giesel in diesem Zusammenhang, wenn man sich vor Augen führt, dass er die Arbeiten bei sich zu Hause ausführte. Es war für ihn anfänglich ein reines Hobby. In jeder ihm bleibenden freien Minute widmete er sich der Weiterentwicklung seines Verfahrens zur Radiumdarstellung. Er erhielt immer reinere Präparate und war schließlich der Fachmann der „Radiumproduktion“ schlechthin. Es gelang ihm, seinen Arbeitgeber Buchler davon zu überzeugen, den erwerbsmäßigen Vertrieb von Radiummaterial in die Firmengeschäfte mit aufzunehmen. In einer Abhandlung vom September 1902 findet sich erstmals ein Hinweis, dass man bei der Braunschweiger Chininfabrik Radiumsalz käuflich erwerben konnte: Was als kleine Nebenproduktion in der Chininfabrik begann, entwickelte sich zu einem eigenständigen Betriebszweig. Das heute in Braunschweig firmierende Unternehmen Amersham-Buchler findet darin seine Wurzeln.

Alle damaligen Größen aus Physik, Chemie und Medizin, die Grundlagenforschungen zur Radioaktivität betrieben, finden sich in den Kundenlisten von Giesel resp. der Firma Buchler; selbst das Ehepaar Curie versorgte sich nachweislich mit

**Abbildungen oben:**  
Erste Farbfotografien von  
Friedrich Giesel.

**Abb. rechte Seite:**  
F. Giesel im Garten  
seines Hauses in der  
Oberstraße. Farbdia  
von Giesel um 1918.





radioaktivem Material aus der Braunschweiger Produktion. Wissenschaftler, darunter so klingende Namen wie Otto Hahn, Carl Runge, Johannes Stark, Jonathan Zenneck und Liese Meitner trafen sich mit Giesel, um sich mit ihm persönlich über Forschungsprojekte zu beraten oder mit ihm die Herstellung radioaktiver Präparate zu besprechen, die besonderen Anforderungen genügen sollten.

Friedrich Giesel lieferte aber auch selbst bedeutende Forschungsbeiträge. Beispielsweise arbeitete er mit dem unter-

schiedlichen Durchdringungsvermögen, der unterschiedlichen Reichweite und der zeitlichen Minderung der Aktivität charakterisierende Strahlungseigenschaften heraus; die Elemente Aktinon und Aktinium-X sind von ihm entdeckt worden; mit dem Nachweis der magnetischen Ablenkbarkeit der  $\beta$ -Strahlen schuf er die Grundlage zur Identifizierung der Strahlungskomponente als schnell bewegte Elektronen.

Eine andere seiner Entdeckungen war die phosphoreszierende Wirkung der  $\alpha$ -Strahlung auf Zinksulfid. Das Phano-

men wurde bald darauf für die Intensitätsbestimmung der radioaktiven Strahlung von Bedeutung. Giesel selbst führte diese Entdeckung zur Erfindung einer selbstleuchtenden Farbe, indem er Radiumsalz mit Zinksulfid vermengte. Die Radiumleuchtmasse fand dann unter anderem in der Uhrenindustrie Anwendung.

In aus heutiger Sicht als mörderisch zu bezeichnenden Selbstexperimenten hat Giesel auch Anteil an den Erkenntnissen zur Radioaktivität in Hinblick auf ihre physiologischen Wirkungen genom-



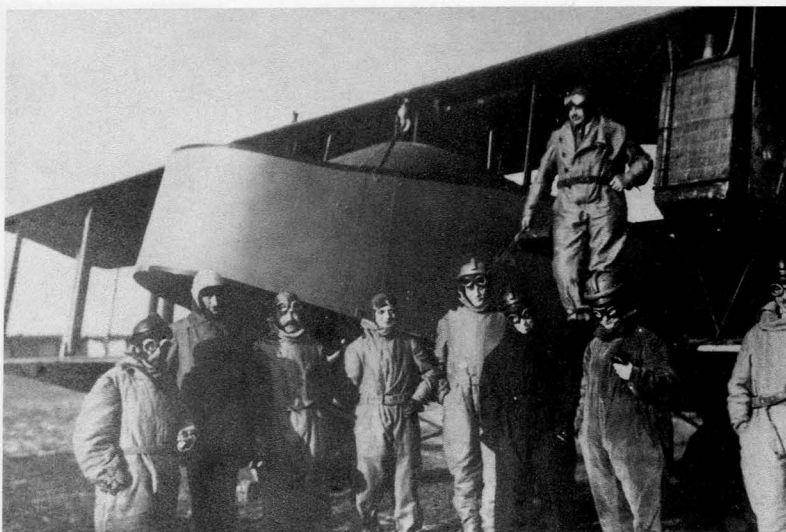
men. Zum Beispiel fixierte er Radiummaterial auf seinem Arm und protokollierte die eintretenden Gewebeschädigungen. Er inhalierte über Radiumproben und untersuchte anschließend den Strahlungsgehalt seiner Atemluft und der Ausscheidungen.

Der jahrelange ungeschützte, unbekümmerte Umgang mit strahlenden Substanzen forderte schließlich seinen Tribut. Das Zahnfleisch bildete sich bei ihm zurück und ihm fielen die Zähne aus, Finger der rechten Hand mussten amputiert werden, weil sie verstrahlt waren und er erkrankte unheilbar an Lungenkrebs. Nach langem, quälendem Siechtum, zudem psychisch gezeichnet vom frühen Tode seines von ihm innig geliebten Sohnes, ist er 1927 im Alter von 75 Jahren verstorben. Auf dem Braunschweiger Friedhof an der Helmstedter Straße erhielt er ein schlichtes Urnengrab.

1955 errichtete man an der Grabstelle einen Gedenkstein. Es handelt sich um einen Betonguss, der von dem Architekturprofessor Thulesius entworfen worden war. Danach geriet das Grab in Vergessenheit und es konnte sich ein Rhododendron zu einem Ungetüm darüber ausbreiten. Erst 1998 wurde der Strauch, auf Initiative des Autors, zurückgeschnitten.

#### Das Buch über Giesel

Fünf Jahre lang hat Rudolf Fricke akribisch das Leben und Werk dieser ungewöhnlichen Braunschweiger Persönlichkeit erforscht und dabei bemerkenswerte und erschütternde Details seiner Biografie zu Tage gefördert. Rechtzeitig zum Gieseljahr 2002 kann Fricke die Ergebnisse seiner Recherchen in einem Buch präsentieren. Das Werk soll Naturwissenschaftshistoriker auf die nahezu in Vergessenheit geratene Forscherpersönlichkeit Giesel und seine wissenschaftlichen Leistungen aufmerksam machen. Aber auch interessierte Laien spricht das Buch an, denn es ist Fricke gelungen, die fachwissenschaftlichen Zusammenhänge flott lesbar und allgemeinverständlich zu formulieren.



#### Das Buch

*Rudolf Fricke*

*Friedrich Oskar Giesel, Pionier der Radioaktivitätsforschung, Opfer seiner Wissenschaft.*

AF-Verlag, Behringstraße 30, 38302 Wolfenbüttel,

Email [RFrick@aol.com](mailto:RFrick@aol.com)

182 Seiten, zahlr. Abb.,

ISBN 3-00-008179-8, EUR 10,20

#### Abb. oben:

Friedrich Giesel (links) war auch Pilot, hier mit seiner Frau (2. von rechts) auf dem Flugplatz in Braunschweig.

#### Abb. unten:

Die Familie von Friedrich Giesel 1885.



# Befand sich Schezla im Braunschweigischen?

## *Einer der Grenzorte des karolingischen Reiches*

Text von Walter Pielke

Die Lage des im Diedenhofer Kapitular erwähnten Ortes Schezla<sup>1</sup>, einer der Grenzpunkte des karolingischen Reiches, über die hinaus in Richtung Osten Waffen nicht veräußert werden durften, konnte bislang nicht zufriedenstellend geklärt werden.

Von dem Kateminer Bach bei Darzau<sup>2</sup> über Scheeßel im Kreis Rotenburg/Wümme<sup>3</sup>, Jeetzel bei Lüchow<sup>4</sup>, Celle, Müden an der Aller<sup>5</sup>, und Käs Dorf<sup>6</sup> gingen die verschiedenen Lösungsversuche.

Vom Namen her befriedigt allein die Ansetzung in Scheeßel, da die ältere Form Scesle derjenigen des Diedenhofer Kapitulars am nächsten kommt.

Gegen diese Deutung spricht jedoch die konsequent eingehaltene Nord-Süd Reihenfolge im Kapitular, in der die Örtlichkeiten aufgezählt worden sind. Danach muss sich Schezla zwischen Bardowick und Magdeburg befunden haben.

Hier kommt jedoch entgegen der Ansicht Schuchardts Jeetzel bei Lüchow nicht in Frage, obwohl von der Lage her eine solche Deutung möglich wäre. Dieser Ort hieß anfangs Yesne, er muss auch eine gewisse Bedeutung gehabt haben, da er die Wandlung des Flussnamens zu Jeetzel mitgemacht hat. Der Name Jeetzel ist jedoch slawisch abzuleiten (jaseliza = Bach) und kann nicht prägend für einen Ortsnamen zur karolingischen Zeit gewesen sein. Damals wurde die Bezeichnung Arnsee für den Arendsee noch als „in Ostsachsen gelegen“ gebraucht.

Für Müden und Celle gibt es keinerlei namensmäßige Entsprechung, gleiches gilt für Käs Dorf. Der hier laut Kühnel<sup>8</sup> anzusetzende Schesselsberg müsste danach eher mit dem slawischen Sieleitznamen zusammenhängen. Als weitere Möglichkeit wurde aber bis-

lang übersehen, dass eine Namensähnlichkeit mit dem Grundwort der früheren Bezeichnung des Ortes Schickelsheim bei Königslutter besteht. Hier ist laut dem historischen Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig von Kleinau<sup>9</sup> um 1150 der Name Scezeleshem gebraucht worden. Diese Bezeichnung entspricht dem Wortstamm des Namens Schezla.

Nach Flechsig<sup>10</sup> in seiner Ableitung des Namens Werla dürfte sich hier hinter dem Namen Scesla ein Bach namens Skezila oder eine ähnliche Form verbergen. Schickelsheim wäre danach als Heim an der Skezila zu deuten, ähnlich gebildet wie das nicht weit entfernt liegende Bornum dessen Grundwort ebenfalls auf eine Örtlichkeit und nicht einen Personennamen hinweist. Der Name Schezla muss somit wie Werla aus einem Bachnamen gebildet sein.

Der Bereich um Königslutter ist der zentrale Durchgangsbereich nach Osten nördlich des Elms. Vorgeschichtliche Wege verlaufen von Nord nach Süd über den Elm unter Benutzung der Wasserstelle in Langeleben sowie im Norden auf Gifhorn bzw. Fallersleben zu. Ein Weg aus dem Bereich südlich Braunschweigs, entweder von der Kuhfurt bei Eisenbüttel oder vom Übergang bei Lechede nahe Stöckheim muss auch durch diesen Raum geführt haben und dann fortlaufend über Calvörde nach Osten weiter gegangen sein. Es waren damit hier zentrale Kontrollaufgaben ohne weiteres durchführbar und so die Voraussetzung für den Ansatz eines entsprechenden Postens gegeben. Bei Untersuchung der Lage der in dem Kapitular aufgeführten Orte fällt auf, dass sie sich in der Regel am Ortsrand des rein germanisch besiedelten Bereiches befanden und somit auch die Funktion hatten, den gemischt besiedelten Grenzbe- reich zu kontrollieren. Für den Fall des Ansatzes von Schezla in Scheeßel wäre

zwischen Bardowick und Magdeburg eine große Lücke, insbesondere da hier das zeitweilig slawisch dominierte Gebiet weit nach Westen bis in den Raum Gifhorn vorstößt. Lediglich ein in diesem Raum befindlicher Posten hätte hier die Funktion der Grenzorte des Kapitulars erfüllen können und sowohl die Linie entlang der Ise als auch entlang der Ohre und Aller beherrschen können.

Nach den derzeitigen Erkenntnissen spricht daher viel für die oben vorgetragene Vermutung. Eine archäologische Aufnahme des in Frage kommenden Gebietes wäre aber erforderlich, um die entsprechende Lokalisierung verifizieren zu können.

### Anmerkungen:

<sup>1</sup> Monumenta Germanica Historica Capitularia Regnum Francorum Hannover 1883, S. 123

<sup>2</sup> Wigger in Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde 1863, S. 28

<sup>3</sup> Fritz Timme, Scheeßel an der Wümme und das Diedenhofer Capitulare vom Jahre 1805, Blätter für deutsche Landesgeschichte 100, 1964, S. 122 f

<sup>4</sup> Karl Schuchardt, Deutsche Vorgeschichte 1934, S. 305, 323 f

<sup>5</sup> Sprunus historischer Atlas, Erwähnung von Celle in der 1. und 2. Auflage, Müden in der 3. Auflage 1880

<sup>6</sup> L. Bückmann, Was bedeutet der Name Lüneburg, Jahresberichte des Johanneums zu Lüneburg 1909

<sup>7</sup> Kühnel, Die slawischen Ortsnamen im Lüneburgischen, Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen 1901, S. 66 f, 107, 108

<sup>8</sup> Kühnel S. 276

<sup>9</sup> Kleinau, historisches Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig, S. 539 f

<sup>10</sup> Werner Flechsig, Der Wortstamm „Wer“ in ostfälischen Orts-, Flur- und Gewässernamen, Braunschweigische Heimat 1959, S. 15 f



# Das Ölper Wehr

Text von Thomas Czwalina M.A.

## *Zeugnis einer einst mächtigen Mühlenanlage*

„Da draußen in Oelper, dicht an der Oker, ist historisches Gelände. Jeder Braunschweiger kennt es, jeder Bootsfahrer und jeder Paddler war schon draußen an der ‚Oelper Mühle‘. Die Schleuße übt ihren Reiz aus.“ So geschrieben am 31. März 1936 in der Braunschweiger Tages-Zeitung. Wenn auch das Lokal heute nicht mehr existiert, so ist doch das angesprochene Wehr noch heute ein beliebter Ausgangspunkt für einen Sonntagsspaziergang um den Ölper See. Von der einstigen Ölper Mühle zeugt heute nur noch ein hölzernes Wehr, dass seit Jahren dem Verfall preisgegeben worden ist.

Wäre da nicht der Straßename „Am Mühlengraben“, so würde man gar nicht mehr auf die Idee kommen, dass hier einmal die größte Mühlenanlage der Stadt Braunschweig stand. Zu jener Zeit befand sich der Okerlauf weiter östlich. Ein Abzweig, der Mühlengraben, trieb die Wasserrä-

der der Ölper Mühle an. Erst durch den Bau der Tangente und die Entstehung des Ölper Sees erhielt die Oker ihren heutigen Verlauf. Dadurch wurde der Mühlengraben zum Hauptarm des Flusses. Von der einstigen Mühlenanlage sind lediglich die beiden großen, hölzernen Wehre übrig geblieben.

Spätestens seit dem 14. Jahrhundert stand in Ölper eine Wassermühle, da eine „mole in Elbere“ erstmals 1388<sup>1</sup> urkundlich erwähnt wurde. Um diese Zeit gelangten die Rechte an der Mühle in den Besitz der Stadt Braunschweig. Zwischen 1400 und 1800 entwickelte sich die Ölper Mühle zur größten und vielseitigsten Mühle der Stadt. Die Verwaltung durch 2 Mühlenherren des Rates war nur ein Anzeichen dafür. In erster Linie war die Ölper Mühle eine Mahl- bzw. Kornmühle. Bei einem Vergleich der Leistungsfähigkeit aller städtischen



**Abbildung:**  
Das Wehr der ehemaligen  
Ölper Mühle, 2001.

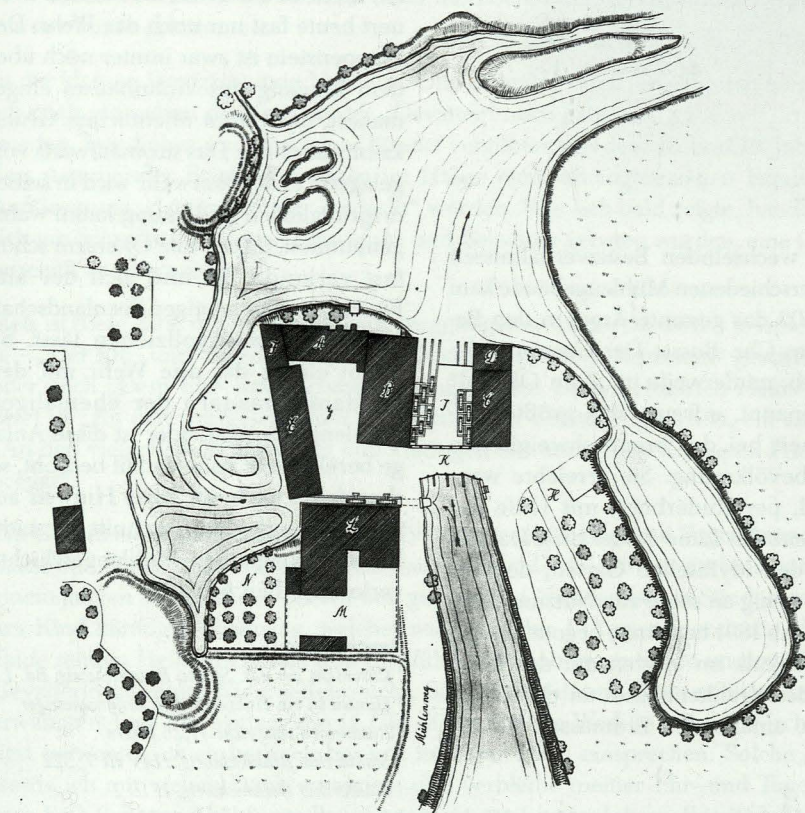


# *Situationsplan von der Mühle mit ihrer Umgebung in Ölper*

Aufgenommen und gezeichnet von F. Uhlmann 1844  
nach dem Original im doppelten Maßstab gezeichnet von H. Loh 1855

H. Wohnhaus B. Windmühle C. Hühnermühle D. Schuppen E. Scheuer F. Stall G. Hof H. Garten  
J. Mühle Gärten K. Heide L. Walkemühle  
Maßstab  
Fuß Br. Werkmaß

100 50 0 100 200 300



**Abbildung oben:**

Plan der Ölper Mühle von 1844 (Stadtarchiv Braunschweig)

**Abbildung unten:**

Ölper Mühle um 1830, Lithographie von Lütke (Verlag Schenksche Kunsthandlung Braunschweig)

Mühlen im Jahre 1767, wurde festgestellt, dass im gleichen Zeitraum in dem die Ölper Mühle 360 Himten<sup>2</sup> Korn mahlen konnte, die anderen Mühlen lediglich zwischen 160 und 240 Himten verarbeiten konnten. Lediglich die Eisenbüttler Mühle konnte ähnlich große Mengen verarbeiten. Zusätzlich wurde in Ölper nicht nur städtisches Korn vermahlen, auch die Bauern der umliegenden Dörfer brachten ihr Korn zum Mahlen nach Ölper.

Aber auch die gewerbliche Nutzung durch die verschiedenen Gewerke der Stadt trug zu der Bedeutung der Mühle bei. Die seit dem Spätmittelalter bekannte Kupfer- und Schleifmühle diente nicht nur den Beckenwerkern der Stadt. Sie ließen durch Hämmern und Schleifen dünne Kupferplatten erstellen, die sie dann zu Kesseln und Becken weiterverarbeiteten. 1524 und 1562<sup>3</sup> wurden eine Pulvermühle für die Herstellung von Schwarzpulver eingerichtet. Ende des 16. Jahrhunderts (1592) folgte die Einrichtung einer Sägemühle<sup>4</sup>. 1612 wurde ein Papiermüller vom Rat eingestellt, der aus den angelieferten Lumpen Papier für die Ratsstube erstellen musste. Im 18. Jahrhundert wurde die Mühle hauptsächlich durch die Lakenmacher, Gerber, Seiler und Schuster genutzt. Es gab neben den Mahlwerken für das Korn Loh-, Poch und Walkemühlen.

1812 zerstörte nachweislich erstmals ein Feuer die meisten Gebäude. Der Plan von 1844 zeigt, dass die wiedererrichtete Mühle die alte Größe erreichte, wenn nicht sogar übertraf. Deutlich sind die 10 Mühlräder zwischen den beiden links und rechts des Mühlengrabens liegenden Mühlgebäuden (B, C) zu sehen. Vorgelagert und durch einen kleinen Abzweig gespeist lag die Walkemühle mit zwei Wasserrädern (L). Allerdings zeigt der Vergleich der beiden Ansichten der Mühlen aus den Jahren 1830 und 1869, dass ab der Mitte des 1900. Jahrhunderts der Mühlenbetrieb unwirtschaftlich geworden war. So fehlen auf dem zweiten Bild die östlichen Mühleng Gebäude und vor allem die Wasserräder. Eine Entwicklung, die zum einen durch die Versandung der Oker oberhalb der Mühle und zum anderen durch die Konkurrenz der Windmühlen hervorgerufen worden war. Vor allem die seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts im braun-





Ölper Mühle  
Ad. Quensen 1869

schweiger Umland errichteten Windmühlen (z. B. in Bortfeld oder Vechelde) führten zum Ausbleiben der ländlichen Kundschaft.

Schon 1859 begann der Ausverkauf der Mühle durch die Stadt. Erst verkaufte sie die Walkemühle an die Herzogliche Kammerdirektion der Domänen, dann 1868 die Mahlmühle an die Herren Köhler und Uhlendorff. Im April 1869 wurde das Inventar der Mühle zum Verkauf angeboten. Das Ende der Ölper Mühle als Mühlenbetrieb war damit besiegelt. Ein Jahr später, im April 1870, wurde in der umgebauten Walkemühle ein „Etablissement, bestehend aus Ball-Saal, Kegelbahn und den dazu gehörigen Restaurationsräumen, wie auch dergleichen großem Garten“<sup>5</sup>, eröffnet. Die Gaststätte „Friedrich Wilhelms Garten“ setzte damit eine schon aus dem 18. Jahrhundert bekannte Tradition fort, als der Müller zur Zahlung eines Krugzins verpflichtet wurde, da er für die wartenden Mahlgäste Bier ausschenkte.

1873 wechselte der Besitzer und die Gaststätte hieß nun „Gerikes Garten“.

Nach wechselnden Besitzverhältnissen der verschiedenen Mühlengebäude kam ab 1902 das gesamte Areal in den Besitz des Chr. Bosse. Der Gastronomiebetrieb, mittlerweile in „Zum Okertal“ umbenannt, erfreute sich größter Beliebtheit bei der braunschweigischen Stadtbevölkerung. Sie erreichte wandernd, per Ruderboot, mit Hilfe der Straßenbahn Linie 5 oder dem Dampfboot den idyllischen Garten, der nur noch wenig an seine alte Nutzung erinnerte. Ab 1891 hatte man begonnen, den Mühlenkulk im Westen mit den beim Bau des Krankenhauses an der Celler Straße anfallenden Erdmassen zu verfüllen.

Allerdings brannte am zweiten Weihnachtstag 1916 das Ausflugslokal nieder. Es vergingen 20 Jahre ehe am 1. April 1936 das Kaffee-Restaurant „Oelper Mühle“ wieder eröffnet wurde. Aufgebaut auf den Ruinen des alten Kellergeschosses, entstand ein Neubau, der noch heute steht und über seinem Eingang das alte Stadtwappen der ehemaligen Mühle von 1552 trägt. Nach dem 2. Weltkrieg war das Lokal unter dem

Namen „Hamburg Ahoi“ ein stadtbekanntes Nachtlokal. Bis Anfang der 70er Jahre des 20. Jahrhunderts bestand in dem Neubau von 1936 eine Gaststätte. Heute wird das Haus als Wohnhaus genutzt. Die zurückgelegenen Wirtschaftsgebäude werden zur Zeit durch einen Ruder Club genutzt.

An diese wechselvolle Geschichte erinnert heute fast nur noch das Wehr. Der Wappenstein ist zwar immer noch über dem Eingang des Wohnhauses eingemauert, doch vom öffentlichen Grund kaum einsehbar. Das stromaufwärts vorgelagerte erste Okerwehr wird in seiner ursprünglichen Bedeutung kaum wahrgenommen, da der tote Okerarm schon fast verlandet ist und sich der alte Flusslauf in der heutigen Seenlandschaft nicht mehr nachvollziehen lässt. So bleibt einzig das alte Wehr mit den Fundamentmauern der ehemaligen Mühlengebäude. Leider ist diese Anlage bereits stark vom Verfall bedroht, so dass damit auch der letzte Hinweis auf einen bedeutenden Abschnitt der stadtbraunschweigischen Mühlengeschichte verloren gehen wird.

#### Anmerkungen:

<sup>1</sup> Chroniken der nds. Städte, Braunschweig, Bd. 1

<sup>2</sup> Himten ist ein Hohlmaß. Ein Braunschweiger Ratshimten entspricht 31,26 Litern.

<sup>3</sup> Stadtarchiv Braunschweig, H IV III 7, 322

<sup>4</sup> Stadtarchiv Braunschweig, H III 2

<sup>5</sup> Braunschweiger Anzeigen 1870

#### Abb. oben:

Ölper Mühle 1869, Adolf Quensen

#### Abb. unten links:

Ölper Mühle um 1900

#### Abb. unten rechts:

Ölper Mühle, Neubau von 1936, aufgenommen 1971





# Zum Gevatter wurde man höflichst gebeten

Der „Gevatter“ stammt vom lateinischen „compater“ ab. Es ist der „Mitvater“, der „Taufpate“. Einst hat der Gevatter auch so viel wie „Onkel“ oder „Freund der Familie“ bedeutet. Heute ist das Wort Gevatter nur noch wenig gebräuchlich. Es ist quasi aus der Mode gekommen.

In der kleinen Dorfgemeinde Veltheim/Ohe ist man jedoch jüngst durch einen Zufall noch einmal an die Zeit, als der „Gevatter“ noch gang und gäbe war, erinnert worden. Der Anlass war ein kleines Bündel vergilbter, aus dem 18. und 19. Jahrhundert stammender Briefe. Sie waren im Hause einer alteingesessenen Familie bei Aufräumarbeiten „wieder entdeckt“ worden. Wie sich bald zeigte, handelte es sich um Schreiben, in denen Verwandte und Bekannte gebeten wurden, eine Gevatterschaft zu übernehmen.

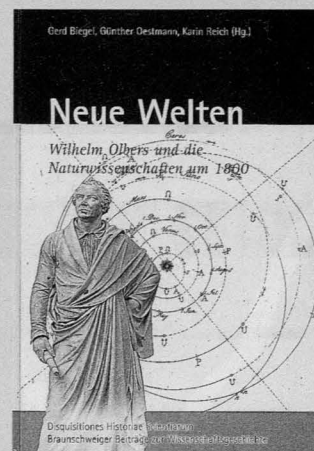
Stets ist diese Bitte mit Manierlichkeit vorgetragen worden. Da wird – beispielsweise – „Der Ehr- und Tugendsamen Frau Dorothea Marlene Schlütern“ geschrieben, oder auch „Dem Ehr- und Achtbaren Jungesellen Daniel Heinrich Heuer“. Ein Brief ist „An den wertgeschätzten Mann Heinrich Curland“ gerichtet, ein anderer „An den vielgeliebten Schwager und künftigen Gevatter, dem Kotsassen Friedrich Segger“.

Ein Gevatterschreiben aus dem Jahre 1793 lautet: „Sehr Ehr- und Tugendsame Frau Baase und künftige Gevatterin! Es hat uns der liebe Gott – wie bereits bekannt – mit einem jungen Sohn erfreut. Da wir nun gewillt sind, dieses unser in Sünden geborenes Kind künftig Donnerstag, welches wird sein der 1. August, durch die Heilige Taufe seinem Heiland Christo Jesu zuzuführen, so haben wir Sie zu unseres Kindes Gevatterin gewählt. Wir zweifeln nicht, Sie werden unsere Bitte erfüllen und am erwähnten Tage des Mittags um 11 Uhr dieses Heilige Werk in unserer Kirche willigst verrichten, auch hernach bei uns in unser Haus einsprechen. Solche Liebe werde ich mit vielem Dank erkennen, und verbleibe meiner Ehr- und Tugendsamen Frau Baase und künftigen Frau Gevatterin ergebenster Johann Friedrich Segger.“ In einem Brief aus dem Jahre 1849 heißt es: „Sehr wohlgeachteter erwählter lieber Gevatter! Der allgütige Gott hat meine Frau mit einer kleinen Tochter gesegnet. Unsere Freude darüber bewegt uns, nun auch sogleich dafür zu sorgen, dass dieses unser liebes Kind durch die heilige Taufe in die Gemeinschaft der christlichen Kirche aufgenommen werde, welches nächsten Sonntag, als am 11ten November nach beendigem Vormittagsgottesdienste geschehen wird. Zu Eurer Liebe und Freundschaft für uns haben wir das gute Vertrauen, dass Ihr bei der Taufe unseres Kindes gegenwärtig sein und die Verpflichtungen eines Taufzeugen bei dieser feierlichen Handlung gern übernehmen werdet. Mit dieser Bitte verbinden wir zugleich den Wunsch, Eure lieben Angehörigen mitbringen, um den für uns so frohen Tag mit uns vergnügt feiern zu wollen. Unter den herzlichsten Grüßen verbleibe ich meinem erwählten lieben Gevatter dienstwilliger Schwager Heinrich Scholkemeier“.

Übrigens: Es enden die meisten dieser „wieder entdeckten“ Paten-Anschreiben mit der Aufforderung, „nach vollendeter kirchlicher Handlung“ im Hause der Eltern des Täuflings an einem „Taufmahle“ teilzunehmen. Bei ledigen Gevattern oder Gevatterinnen wurden dazu gewöhnlich deren Eltern mit eingeladen, bei verheirateten deren Ehepartner. In einem Falle hat man den Taufpaten gebeten, anstelle eines Taufmahles „mit einem Kaffee vorlieb zu nehmen“.

Als Notabene noch: Man hat sich damals sehr darum bemüht, jede Briefadresse recht kunstvoll zu schreiben. Es war auch üblich, den Brief persönlich zu überbringen.

Text von Franz Leiste



G. Biegel, G. Oestmann, K. Reich (Hg.)

## Neue Welten

Wilhelm Olbers und die Naturwissenschaften um 1800

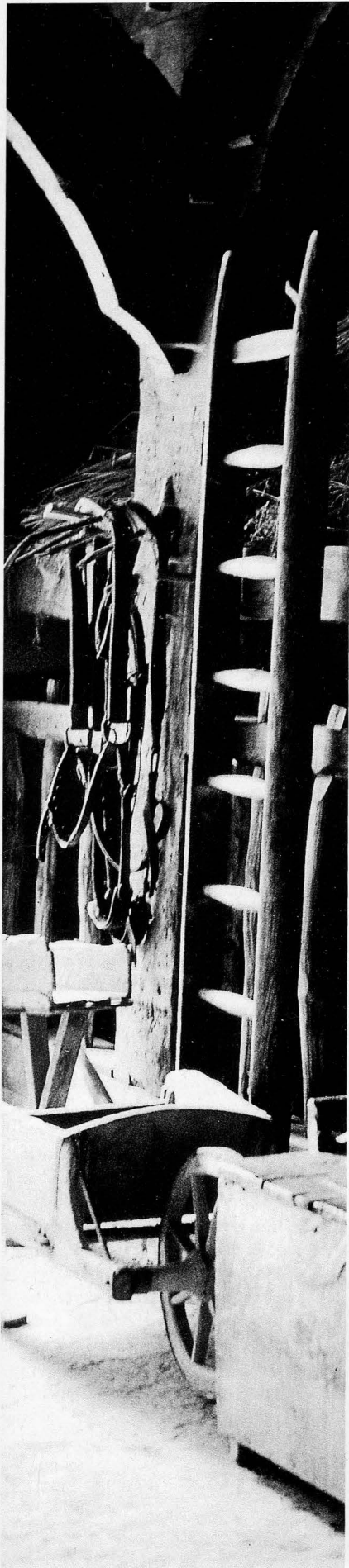
Im Norden Deutschlands spielten sich um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert wichtige Entwicklungen in der Astronomie ab. Diese wurden zunächst weniger von Institutionen, als vielmehr von einzelnen Personen getragen, die die Astronomie als Liebhaberei, aber auf ausgesprochen hohem Niveau betreiben.

Der heute nur noch wenigen bekannte Bremer Arzt und Astronom Wilhelm Olbers (1758-1840) war zu seiner Zeit eine europäische Berühmtheit. Im Jahre 1802 entdeckte er den Planetoiden Pallas und fünf Jahre darauf die Vesta. Olbers hat die Anfänge der modernen Kometenastronomie entscheidend mitgeprägt. Als eifriger Beobachter hat er mehr als ein halbes Jahrhundert lang eigene Daten zusammengetragen. Durch seine Veröffentlichungen und umfangreichen Briefkontakte trug er viel zur intensiven, europaweiten Zusammenarbeit der Astronomen seiner Zeit bei.

Seit Beginn des Jahres 2000 kooperieren die Institute für Geschichte der Naturwissenschaften in Hamburg und München mit dem Braunschweigischen Landesmuseum. Ein erstes Ergebnis dieser Zusammenarbeit ist eine vom Hamburger Institut konzipierte und vom Braunschweigischen Landesmuseum realisierte Ausstellung über den Bremer Arzt und Astronom Wilhelm Olbers (1758 – 1840), zu der das Begleitbuch „Neue Welten: Wilhelm Olbers und die Naturwissenschaften um 1800“ als erster Band der neuen, gemeinsamen Schriftenreihe erscheint.

Braunschweigisches Landesmuseum  
DIN A4, 272 Seiten, zahlreiche Abb.,  
ISBN 3-927939-60-9





# Die ostfälische Sprache und ihre Literatur

*Text von Jürgen Schierer*

Der Begriff Ostfalen ist erst in der letzten Zeit wieder häufiger zu hören. Lange Zeit konnten nur Historiker etwas damit anfangen. Im Mittelalter gab es einen Gau mit Namen Astfala, woraus dann Ostfalen wurde. Diese Bezeichnung wurde auf das Gebiet um Braunschweig, die Bistümer Hildesheim und Halberstadt und das Fürstentum Grubenhagen ausgedehnt. Im Laufe der Jahrhunderte aber verschwand dieser Name von der Landkarte. Er wurde dann von den Sprachwissenschaftlern aufgegriffen und als Bezeichnung für die niederdeutschen Mundarten im südlichen Niedersachsen benutzt, die auf dem Territorium des einstigen Ostfalen gesprochen werden. Mit diesem Begriff konnte man sie gegen die nördlichen Platt-Mundarten von Holstein, Hamburg, Ostfriesland, Oldenburg, Emsland und auch gegen das Westfälische abgrenzen. Und in diesem Sinne verwenden wir ihn heute häufiger, seit sich in unserem Gebiet das Bewußtsein für das Plattdeutsche wieder stärker entwickelt hat. Wir bezeichnen heute als ostfälisches Mundartgebiet den Bereich zwischen Hameln und Magdeburg (in Ost-West-Richtung) und zwischen Celle und Hann. Münden (in Nord-Süd-Richtung). Seit der Wende 1989 wurde vielen erst bewußt, daß auch östlich der DDR-Grenze noch ostfälisches Platt gesprochen wird, nämlich im nördlichen Harzvorland, rund um den Huy und in der Magdeburger Börde.

Ostfälisches Platt unterscheidet sich hauptsächlich vom nordniederdeutschen Platt durch die vielen e, die hier noch gesprochen werden: Ik hääbe dat eseggt (Ik heff dat seggt) und die Formen mik/mek, dik/dek (für mi und di) und andere Unterschiede bei den persönlichen Fürwörtern. Daß sich auch innerhalb des Ostfälischen die Mundarten unterscheiden, ist bekannt. Das kann man oft

schon bei dicht beieinander liegenden Ortschaften feststellen, ganz abgesehen von den größeren Mundarträumen wie dem Heideostfälisch, dem Hildesheimer Platt, Calenberger, Eichsfelder, Braunschweiger Platt, dem Börde-Platt und den Harzmundarten usw.

Nun ist es leider so in unseren ostfälischen Landen, daß hier das Plattdeutsche früher und schneller als in den anderen niederdeutschen Mundartgebieten Terrain aufgegeben hat. Man spricht deshalb von einem mundartschwachen oder gar mundartmüden Gebiet. Warum das Plattdeutsche schon so früh und so schnell und von so vielen Menschen aufgegeben worden ist, dafür gibt es verschiedene Gründe.

Zum einen hat Luther, als er für seine Bibelübersetzung eine einheitliche Sprache zu schaffen versuchte und tatsächlich auch das Hochdeutsche schuf, sehr stark auf das Niederdeutsch seiner Heimatstadt Eisleben (das damals noch im niederdeutschen Sprachgebiet lag) und der niederdeutschen Stadt Wittenberg zurückgegriffen. Mit dem Siegeszug der Reformation hat also auch das Hochdeutsche seinen Siegeszug angetreten.

Ein weiterer Grund für das Nachlassen der Mundart liegt in der wirtschaftlichen Struktur unseres Gebietes mit seinen größeren Städten Hannover, Braunschweig, Magdeburg, Göttingen, Halberstadt, mit der frühen Ansiedlung von Industrie in diesen Städten, aber auch in den kleineren Ballungsräumen wie Salzgitter, Peine, Lehrte etc. Dadurch wurden Menschen aus allen Teilen Deutschlands angezogen, mit denen man sich nicht in Platt unterhalten konnte. Hinzu kommt noch der Bildungsdünkel dem Plattdeutschen gegenüber, das als niedere Sprache angesehen wurde, die Sprache der Bauern, der Knecht-



te und der kleinen Leute, während Hochdeutsch die Aura von Vornehmheit und Bildung umgab. Ein Vorurteil, das sich bis in unserer Zeit erhalten hat, wie man gelegentlich noch erfahren kann.

Auch die geschichtlichen Ereignisse der beiden Weltkriege und der Eingliederung von vielen Vertriebenen aus den Ostgebieten sowie die Entwicklung der Medien Radio und Fernsehen haben zur Stärkung des Hochdeutschen und damit der Verdrängung des Plattdeutschen aus dem Alltag der Menschen erheblich beigetragen.

Wenn wir von niederdeutscher Literatur sprechen, denken wir meist nur an Namen wie Fritz Reuter mit seinen großen Romanen, „Ut mine Stromtid“, „Ut de Franzosentid“ usw., an Klaus Groth mit seinen Gedichten und Liedern wie Lütt Matten de Has“ und seiner Gedichtsammlung „Quickborn“. Also man denkt an die Literatur, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden ist, als man das Niederdeutsche wiederentdeckte. Aber niederdeutsche Dichtung gibt es natürlich schon viel, viel länger. Seit es überhaupt geschriebene Dichtung in deutscher Sprache gibt, ist auch Literatur in niederdeutscher Sprache vorhanden. Das älteste literarische Werk ist der Heliand in altniederdeutscher Sprache. Ein umfangreiches Gedicht mit 6000 Versen, um 830 entstanden. Sehr früh begann auch der Anteil des Ostfälischen an

der niederdeutschen Literatur. Das epochemachende Werk, der „Sachsenspiegel“, eine Sammlung von Rechten und Gesetzen, entstand im Ostfälischen. Eike von Repgow schrieb es ca. 1220, zunächst in Latein, dann auf Bitten seines Freundes Hoyer von Falkenstein auf Niederdeutsch. Der Literaturwissenschaftler Wolfgang Stammer nennt Eike von Repgow den „Schöpfer der mittelniederdeutschen Kunstprosa“. Sein „Sachsenspiegel“ wurde in allen Teilen Deutschlands als Rechtsgrundlage benutzt, immer wieder abgeschrieben, gedruckt, in andere Mundarten und ins Hochdeutsche übertragen und galt teilweise noch bis ins 20. Jahrhundert hinein als verbindlich. Ob die ca. 1225 entstandene umfangreiche, ebenfalls in Niederdeutsch verfaßte „Sachsenchronik“ auch aus der Feder von Eike von Repgow stammt, wie man lange Zeit angenommen hat, ist umstritten. Im 14. Jahrhundert blühte in den Klöstern in und um Goslar und Halberstadt die religiöse Dichtung. Einer von ihnen ist der sog. Pfaffe Koneman aus Dingelstedt am Huy, der zwei größere epische Werke hinterlassen hat, den „Kaland“ und „Sunte Marien Wortegarden“ (Sankt Mariens Wurzeltgarten). Ganz besonders stark war die Geschichtsschreibung hier vertreten. Neben der schon erwähnten sehr umfangreichen „Sächsischen Weltchronik“ („Sächsisch“ natürlich im alten Sinne für niedersächsisch, nicht für das erst später so benannte Obersächsisch, Leipzig, Dresden etc.) –

#### Abbildungen:

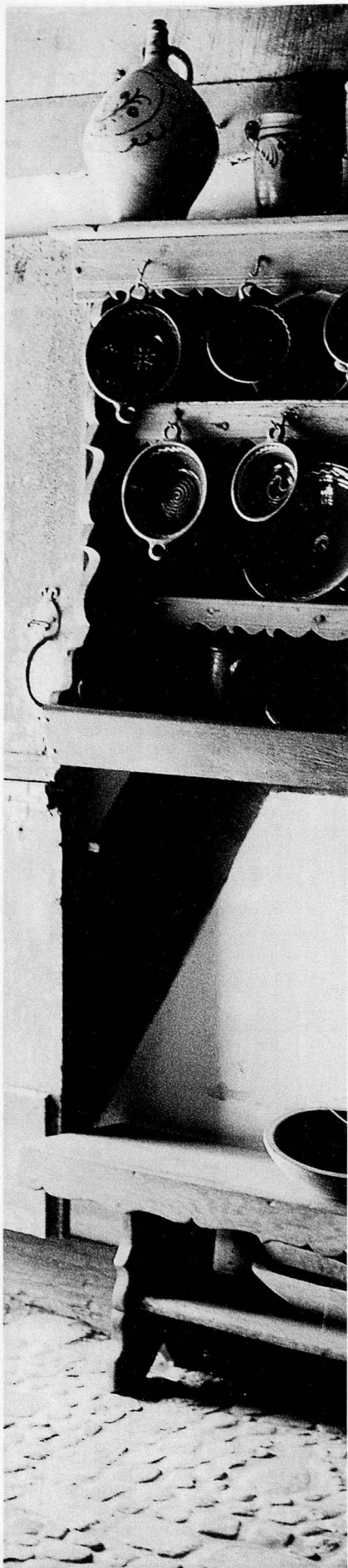
Fotos von Uwe Krebs

#### Übersichtskarte:

Sprachgebietskarte nach: Lindow, Wolfgang et al.: Niederdeutsche Grammatik. – Leer, 1998. Bearbeitet von Uwe Krebs







entstanden hier die Braunschweiger Reimchronik, die Chronik des Stiftes St. Simon und Judäa in Goslar, Eberhards Reimchronik von Gandersheim, die Magdeburger Schöppenchronik u.a.m. Sie alle stützen sich übrigens auf die Pöhlder Annalen, die im Kloster von Pöhle aufgezeichnet wurden.

Schließlich brachte Ostfalen im ausgehenden Mittelalter einen ganz bedeutenden Schriftsteller hervor, den bedeutendsten niederdeutschen Autor seiner Zeit: Hermann Bote, der in Braunschweig lebte und dort 1520 gestorben ist. Man nennt ihn den Klassiker des Mittelniederdeutschen. Die meisten seiner Bücher sind allerdings heute kaum noch bekannt: Das Schichtbuch, De Koker, Van veleme Rade. *Ein* Buch von ihm ist jedoch weltbekannt geworden und wird auch heute noch gedruckt und gelesen, mit Lachen, Schmunzeln, stellenweise auch mit Verwunderung oder gar Abscheu. Ich spreche von „Till Eulenspiegel“. Allerdings hat Hermann Bote sein so folgenreiches Buch, das um 1500 entstanden ist, schon auf Hochdeutsch geschrieben.

Mit dem Zusammenbruch der Hanse und dem Siegeszug der Reformation begann auch der Siegeszug der hochdeutschen Sprache, die im Norden immer mehr das Niederdeutsche verdrängte, aus den Amtsstuben, wo es bis dahin geschrieben wurde, von den Predigtkanzeln und auch aus dem Alltag der Menschen in den Städten. Seit dem 16. Jahrhundert bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts verstummt die niederdeutsche Sprache in der Literatur des niederdeutschen Sprachraums fast völlig. Dreihundert Jahre lang wird fast nichts, jedenfalls wenig Bedeutendes in niederdeutscher Sprache geschrieben. Natürlich lebte Niederdeutsch weiter, als Sprache der einfachen Leute auf dem Lande, bei den Handwerkern in den Städten, aber auch dort schon immer weniger werdend. Und dann, in der Mitte des 19. Jahrhunderts erwacht das Niederdeutsche aus seinem Dornröschenschlaf, beginnt für die niederdeutsche Literatur eine neue Blütezeit. Ein neues reiches und vielfältiges Schrifttum entwickelt sich und hält erstaunlicherweise an bis in unsere Tage. Wir setzen den Beginn dieser neuen Blütezeit an mit dem Erscheinen der Bücher und Romane von Fritz Reuter (sein erstes Buch

„Läuschen un Riemels“ erschien 1853) und der Gedichtsammlung „Quickborn“ von Klaus Groth (1852). Am Anfang dieser Bewegung stand auch ein Ostfale, der schon vor Klaus Groth Gedichte auf Platt schrieb und veröffentlichte: Eduard Schmelzkopf aus Braunschweig („Immen“ 1846). Eduard Schmelzkopf fand in Ostfalen zunächst wenige Nachfolger. Wenn wir auf die neuniederdeutsche Literatur Ostfalens schauen, müssen wir zugeben: einen Fritz Reuter wie die Mecklenburger haben die Ostfalen nicht hervorgebracht. Auch ein so beliebter und hochverehrter Lyriker wie Klaus Groth aus Holstein fehlt bisher bei uns, ebenso ein Erzähler wie Augustin Wibbelt einer war, mit dem die Westfalen die niederdeutsche Literatur bereichert haben. Der bekannteste Autor aus dem ostfälischen Mundartgebiet heißt Wilhelm Henze, man könnte dazu vielleicht noch Christian Flesmes und Wilhelm Kaune nennen und noch weitere aufzählen, aber festzustellen bleibt, daß sie alle nicht die Bedeutung von Reuter, Groth und Wibbelt erreicht haben. Zwar sind aus dem ostfälischen Bereich recht bedeutende Schriftsteller hervorgegangen. Ich erinnere an Friedrich Bodendstedt, Wilhelm Raabe, Heinrich Sohnrey, ja auch Wilhelm Busch, Ricarda Huch, Karl Krolow usw., aber alle diese bedienten sich des Hochdeutschen als Ausdrucksmittel, obwohl die meisten von ihnen Platt als Muttersprache gelernt hatten wie z.B. Sohnrey und Wilhelm Busch. Ganz arm sind wir dran, wenn es um Dramen geht. Ich wüßte nicht einen zu nennen, der Schauspiele auf ostfälisch Platt geschrieben hat und mit Fritz Stavenhagen, Hermann Bossdorf oder August Hinrichs zu vergleichen wäre.

Uns zum Troste kann man sagen: wenn auch die Ostfalen in der neueren Zeit keinen ganz großen niederdeutschen Schriftsteller hervorgebracht haben, so gibt es doch eine Reihe von guten und interessanten Autoren hier in Ostfalen, die die plattdeutsche Literatur angeregt und weitergetragen haben seit dem Wiedererwachen des Niederdeutschen um 1850.

Es würde an dieser Stelle zu weit führen, alle die Namen derer aufzuzählen, die seit Eduard Schmelzkopf in ostfälischer Mundart geschrieben haben. Es ist eine große Anzahl. Man schaue sich



nur die vierbändige Reihe „Ostfälisches Platt“ an, die im Ostfalia Verlag Peine erschienen ist. Das ist eine umfangreiche Sammlung von Geschichten und Gedichten aus dem Ostfälischen, nach Regionen geordnet („Twischen Bronswiek un Hannover“, „Twischen Hameln un Chöttingen“ usw.). Man glaubte zunächst, in *einem* Band alles Wesentliche zu erfassen. Wie gesagt, vier Bände sind es inzwischen geworden, und doch sind nicht alle Autoren und Autorinnen vollständig erfaßt, wie sich hinterher herausstellte. Und noch immer weitere Namen und Neuerscheinungen sind seit 1990 hinzugekommen. Man kann mit Fug und Recht sagen: In den letzten zwanzig Jahren sind mehr Bücher mit Texten in ostfälischer Mundart erschienen als in dem gesamten Zeitraum, seit es überhaupt eine niederdeutsche Literatur gibt. Man kann geradezu von einem Boom sprechen. Das Erstaunliche ist: in dem dreihundertjährigen Zeitraum, als es keine oder fast keine niederdeutsche Literatur gab, damals lebte die Sprache im Untergrunde weiter und hatte eine breite Basis in der Bevölkerung. Heute ist es genau umgekehrt: die Sprache hat immer weniger Sprecher in der Bevölkerung, aber die niederdeutsche Literatur blüht. Ein Anzeichen für die Lebenskraft des Niederdeutschen? Letztes Zucken oder vielmehr Aufbäumen vor dem Exitus, wie die Ärzte sagen beim Tod eines Patienten?

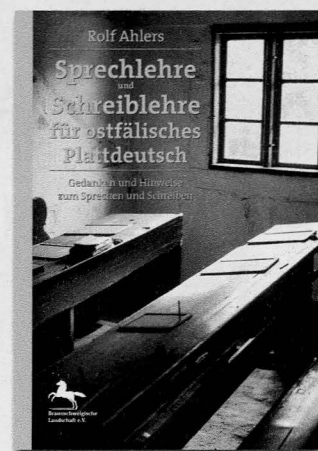
Wir können mit Stolz darauf hinweisen, daß plattdeutsche Autoren aus dem ostfälischen Raum mit dem renommierten Preis der Freudenthal-Gesellschaft ausgezeichnet worden sind. Das ist einer der wenigen Preise, die jedes Jahr für niederdeutsche Literatur ausgeschrieben werden. Bisher erhielten folgende Autoren aus dem Ostfälischen den begehrten Preis: Robert Gäpel 1968, Friedrich Krauns 1969, Christina Sufka 1985 und sogar ein zweites Mal im Jahre 1991.

Lange Zeit blieb es vielen verborgen, daß es auch in der damaligen DDR, nämlich im nördlichen Vorharzland und in der Magdeburger Börde eine rege plattdeutsch-ostfälische Szene gab. Mehrere Autoren trafen sich regelmäßig in Wernigerode, tauschten sich aus und besprachen die Texte ihrer Kollegen sehr intensiv und freimütig und gaben auch

kleinere Bücher mit Texten ihrer Mitglieder heraus.

Denn daß ist wichtig, daß Schreiber nicht nur alleine vor sich hin werkeln, sondern daß sie auch ihre Produkte der Öffentlichkeit vorstellen. Und das heißt natürlich auch, daß sie kritisiert werden können. Das hat natürlich keiner gern. Wer ist schon ohne Eitelkeit, und wer glaubt schon von sich, daß er oder sie sich *nicht* richtig verhält. Jeder Anfänger im Schreiben meint, man könne es nur so aufschreiben, wie er oder sie es getan haben. Das ist natürlich ein Irrtum. Nur die Leser können beurteilen, ob das verständlich geschrieben ist, anregend, vielleicht sogar spannend, amüsant oder erheiternd, packend und wirkungsvoll, ob es also gut geschrieben ist oder nicht. Die Kollegen in einem Autorenkreis sind sozusagen die ersten Leser. Wer schreibt, soll auch gut schreiben. Und das läßt sich auch bis zu einem gewissen Grade erlernen. Schreiben ist ebenso ein Handwerk wie das Schlossern, Backen oder Tischlern. Anfänger machen beim Schreiben oft Fehler, die man zu vermeiden lernen kann, wenn man sich nur beraten läßt. Darum ist unter dem Dach der Braunschweigischen Landschaft e.V. eine sog. Autoren-Werkstatt eingerichtet worden. Dort treffen sich zwei- bis dreimal im Jahr die Leute, die plattdeutsche Geschichten, Gedichte und andere Texte schreiben. Sie zeigen einander ihre neuesten Produkte, lesen sie kritisch, würdigen sie oder diskutieren sie, geben Hinweise, wie die Texte noch besser zu machen wären. Einen solchen Zusammenschluß von Schreibern gibt es in Norddeutschland schon lange. Der Schrieverkring in Oldenburg existiert schon seit 1953.

Etwas mehr über das ostfälische Plattdeutsch erfährt man aus der kleinen Broschüre „Ostfälisch Platt? Wat is'n dat?“, die beim Ostfalia Verlag Peine kostenlos gegen Porto-Ersatz (1 Euro in Briefmarken) abgerufen werden kann. Außerdem gibt es die ausführlichere Schrift „Sprechlehre und Schreiblehre für ostfälisches Plattdeutsch“ von Rolf Ahlers aus Wendeburg (Verlag Uwe Krebs 38176 Wendeburg), Preis 10 Euro. Die Zukunft des Ostfälischen sieht nicht rosig aus. Wir können nur unsere Hoffnung ausdrücken, daß unser Platt noch lange leben und gedeihen möge.



Rolf Ahlers

### „Sprechlehre und Schreiblehre für ostfälisches Plattdeutsch“

Ein Buch, das helfen soll Plattdeutsch zu lesen und Plattdeutsch aufzuschreiben. Bisher gab es keine festen Regeln für die Schreibweise und die Aussprache des ostfälischen Platt. Es gibt zwar mehrere Wörterbücher, teilweise sogar mit einem Grammatik-Anhang, sie sind jedoch in den meisten Fällen ganz bewußt auf das jeweils ortstypische Ostfälisch bezogen.

Die jetzt vorliegende „Sprechlehre und Schreiblehre für ostfälisches Plattdeutsch“ von Rolf Ahlers enthält eine umfassende und systematisch gut strukturierte Darstellung der Schreibregeln für das gesamte Ostfälisch, das in seiner Verbreitung etwa von der Lüneburger Heide bis südlich des Harzes und von der Weser bis an die Elbe reicht.

Als Herausgeber tritt die Braunschweigische Landschaft e.V., Arbeitsgruppe „Plattdeutsch, Kultur- und Heimatvereine“ auf. Sie wertet die „Sprech- und Schreiblehre“ als richtigen Schritt, das Ostfälische als geschriebene Sprache zu etablieren. Ergänzt wird das Buch durch eine große Auswahl ostfälisch-plattdeutscher Worte mit der hochdeutschen Übersetzung.

Die „Sprechlehre und Schreiblehre für ostfälisches Plattdeutsch“ stellt somit einen wichtigen Beitrag zum Gebrauch und der Verbreitung dieser jahrhundertealten Sprache dar.

Verlag Uwe Krebs Wendeburg  
DIN A5, 64 Seiten, 8 Abbildungen  
1 Karte, farbiger Umschlag, broschiert  
ISBN 3-932030-13-3, EUR 10,00



# Ostfälische Textproben

## Kaffe un Kaffee von Rolf Ahlers (Wendezeller Platt)

In de hütige Tied drinket de Lüe Kaffee. Tā Hüs drinket se Kaffee un in'n Café drinket se Kaffee. Mannig ein von de Frienslüe un von de Mannslüe, nämlich de, de et en bettschen mit'n Hartekloppen häbbet, de drinket ja denne „Hag“, aber jedetmal is et Kaffee.

As de Tieden noch nich sä wärn, as se hüte sünd, da gaf et Kaffee. Ik hääbe noch allemal dat Reustern von Roggenköern vor Ugen. Up'n Fierherd, in de swartebrennte Panne güng dat vor sik. In de heite Panne den Roggen rin un umreuhern un umreuhern. Dulle düster mösten de Köern weern, aber nich kollig-swart! – Un ik denke an den Stiem dabie!

Tān Kaffe-Maken keim denne ne Portschen von düssen ereusterten Köern in de Kaffeemöhle. De Kaffeemöhle twischen de Kniee eklemmt un denne den Kreckel von Hand edreihet. Dat doremölderte Kaffeekram in de Kaffeekanne, kokig Water rup, en poor Minuten trecken laten un denne gaf et Kaffee. – Na ja, wie de man smecke? Ja, wie Muckefuck sä smeckt.

As denne de Tieden en bettschen beter eworden wärn, gaf et Mischkaffee tā köpen. Üse Mudders hat aber nich den doredreiheten ekofft, nee, se neihm den mit den ganzen Buhnen. Tā Hüs hat se de Buhnen denne up'n Kökendisch eschürrt un varlesen: De Spitzbuhnen an eine Siete un de Kaffeebuhnen an de andere Siete. In de Woche gaf et denne Kaffee, von de Spitzbuhnen; un den Sönnndag gaf et denne richtigen Kaffee, von de Kaffeebuhnen. Wat for'n Duft for de Nāse!

Uk hütigendags gift et Lüe, de den Kaffee as Buhnen inköpet. Da könnt se ja seihn, dat da nist underemengt is. Aber de meisten Lüe nehmet doch den

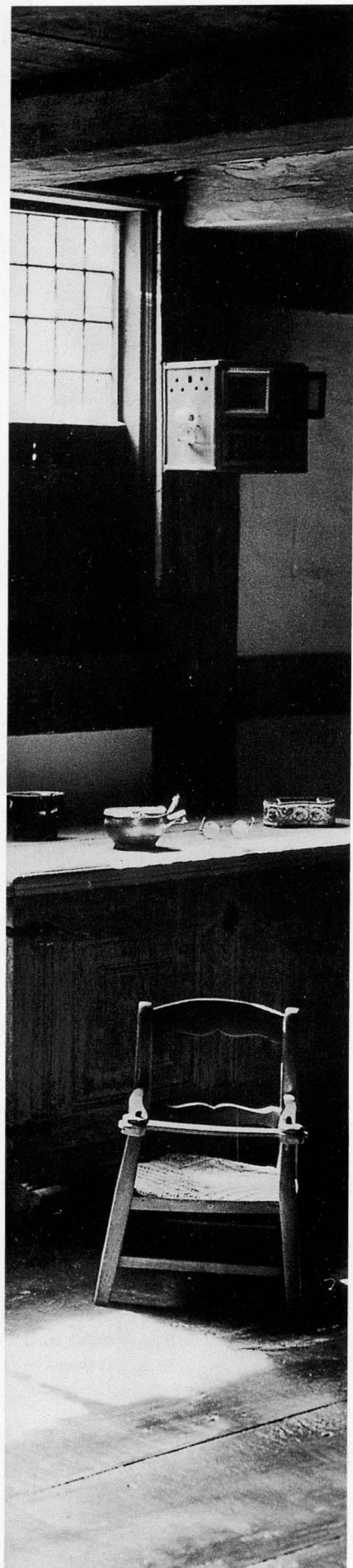
emölderten Kaffee. Den brüket man nich mehr dor de Möhle tā dreihn, den könnt se glieks sä nehmen. Dat da bie de doredreiheten Kaffeebuhnen nist bieemengt is, dat is klor, da kann man sik hüte up varlaten.

En poor Johre tärügge, da härrn de gruten Kaffee-Unternehmen wol schlechte Tieden, da häbbet se sik wat ganz Besonderes ütedacht. Da gaf et mit'n Mal zwei Oarten von Kaffee-Pukeiten. Dat eine, wat wi al lange kennet, mit 500 Gramm. Un denne dat niee, in glieke Grötte un uk ganz vull, man bluß mit 400 Gramm. De Varköpersche in'n Laen höre ik noch seggen. „Wüllt Sei dat Pund tā 500 oder tā 400 Gramm?“ – Ik keek sä'n bettschen scheif, denn al in'e Schälle hääbe ik elehrt, dat 500 Gramm en Pund sünd un nich 400 Gramm. Darumme neihm ik denne uk dat Pund tā 500 Gramm. -

Tja, düsse Speukerie mit de unterschiedlichen Punne was balle weer tā Enne. De Lüe wolln richtigen Kaffee un nich wecken, wo wat underemengt was, uk wenn et dütmal bluß Luft was. Kaffee mot Kaffee wesen, da dōrt nist underemengt wesen!

Mit den „da dōrt nist underemengt wesen“ mot ik denne allemal an en Beleeftnis üt de freuhen 1950er Johre denken.

An sä'n köldern Dag keim sä'n beteren Stadtmischen bie üsch up'n Dorpe in Fritze siene Gaststübe. Hei bestelle sik: „1 Kännchen Kaffee“ – Up Beier un Sluck was Fritze ja inestellt, uk mal up Kruck von Rum, aber Kaffee, dat was wat üt de Rehe. Man güet, dat se bie de Gaststübe den Kopmannslaen härrn, un da gaf et ja uk Kaffee. Dumals härrn sik de Tieden al weer rütemaket, et gaf richtigen Kaffee, wenn'e uk noch richtig düer was.





Den Kaffee gaf et dumals as Buhnen in sä'n lüttchen Pukeit, wo man en vertel Pund inne was. Dat Pukeit was üt en Stücke Popier tä sä ne veierkantige Tute tähupe-ekleeft. Wenn se in'e Reusterie de Buhnen da rinefüllt härrn, keim up de Buhnen ne Schiebe Pappe rup, damidde se de Tute orig täkleben können. As lesetet was denn boben up de Tute noch sä'n bunten Zettel rupekleeft, in greun, in rut oder in geel – for de beterste Sorte. De koste veier Dütsche Mark un achtzig Pennige dat vertel Pund!

De Gaststübe sat vull von Mannslüen un Fritze härre for de mit Sluck un Beier enäg tä dän. Un nü düt „I Kännchen Kaffee.“ Fritze reip Trautchen tä Hülpe. Trautchen was de öllste Tochter, se was man sä fief oder sess Johre ult. „Trautchen,“ see'e, „hal man mal en Pukeit Kaffee von de geele Sorte üt'n Laen.“

Et düere ne Wiele, bet dat Trautchen mit den Pukeit ankeim. Denne see Fritze: „Nü schürre dat in'e Kaffeemöhle un dreihe dat dor. – Dat Kaffeewater hääbe ik al anesett.“

Se härrn sä'ne betere Kaffeemöhle, de an'n Schapp festemaket was. Boben was sä'n bla bemaltet veierkantiget Porzellan-Behältnis, da under de Möhle mit den Kreckel un noch da under was sä'n veierkantiget Glas, wo de gemölderte Kaffeekram denne rinfüll.

Trautchen härre ja al öfter eseihn, wie Kaffee doredreht word. In'e Köke klimpert se up den Stähl, de da an'n Schappe steiht. Se nimmt den Deckel von den Porzellan-Behältnisse af un leggt den boben up dat Schapp. Se rit den geelen Zettel von den Pukeit af, de Kaffee-Tute is open. Nü prummelt se dat opene Enne von de Kaffee-Tute da boben in dat Porzellan-Behältnis rin. Dabie kummt se en bettschen üt de Püste, aber se kriegt

dat opene Enne da richtig rinefummelt. En bettschen drücken un noch en bettschen, en bettschen schürrn un de Tute is leddig. Nist is bietä efallen! Trautchen blift up den Stähl stahn un dreiht den Kreckel un dreiht un dreiht. Fritze räpt: „Na Trautchen, is allens dor?“ – „Nee, Papa, noch nich.“ Un Trautchen dreiht un dreiht.

Mit'n Mal kummt Fritze aneblustert un trecket erstmal den Kaffeekettel von'n Fier. Das Water släug Rad un in'e Köke was davon al veel Waterdunst. Denne blustert Fritze: „Wat is?“ – Trautchen kikt un seggt: „Da kummt nist mehr.“ Se hucket von den Stähl runder un strikt an'e Siete.

Nü fängt Fritze an tä dreihn, de Möhle lupt leddig, se hat nist twischen de Tähne. Wat nü? De Möhle ütenandernehmen? Denne trüllet ja de Buhnen an'e Ere. Wat nü? – In siene Nut un Iele krigt Fritze sienen Dagstock her un – stockert damidde dor dat Lock, boben in dat Porzellan-Behältnis. Buhnen sünd da inne. Hei stockert mit de eine Hand un dreiht den Kreckel mit de andere Hand. Endlich krigt de Möhle wat tä faten. Un je mehr hei stockert, deste sworer geiht dat Kreckeln. – De Sweetdrüppen lupet ne von'n Koppe dal. – Et düert ne ganze Wiele, aber mit güt stockern geiht et dor de Möhle.

Nü man de grute Kaffeekanne her, de Stadtminsche hat ja nü al lange etäuft, dat Kaffeekram rin un dat kokig Water rup. – For alle Fälle leggt Fritze up dat Tablett mit de Tasse man noch dat Kaffeeseef. – Worumme? Na, damidde de Stadtminsche üt den Kaffee de underemengte Pappe weer rütfischen könne! Sä schlechte Tieden wärrn nü ja nicht, dat'n den Kaffeedunst üt de Pappe al tän varlängern nehmen möste. – De Stadtminsche hat von de Pappe nist emerket, uk mit de Pappe was et doch Kaffee eleben!

## Bien Slachten von Rolf Ahlers (Wendezeller Platt)

Dat Slachtfest is dat höchste Fest in'n Johre, sä hääbet freuher de ulen Lüe eseggt. De Dage vorn Slachten güng et mit de Makeriee al huch her. Washolt un Splittern ranhalen, Tuppens un Kettel ütschüern. Wostebänd, Solt un Pepper inköpen. An Brennetrog, Slachtedisch, Krümmel, Strick, Mollen, Näppe, Blätrehrer möste anedacht weern, dabie was aber Sluck un Beier nich tä vargetten.

Morgens freuh an'n Slachtedag keim Fier undern Kettel. Da dörste kein Ies mehr up'n Water wesen, wenn de Slachter da nah keek. Nah'n Kaffee güng et lus. Dat Swien kreeg en Strick umme ne Hesse un worte butten anebunnen. Mit Pickel un Hamer

kreeg dat Swien en Slag vor'n Kölschen un füll umme. Afsteken – dat Blät keim. De lüttchen Kinner güngen af. Ein von de grötteren möste den Swanz geradetrecken, süss gaf et näher säne krumme Wost.

Nah'n Afbrennen mit den heiten Water un den Afglocken wärrn de meisten Hoore al af un dat Swien keim up'n Slachtedisch. Dat Putzen mit'n Mest güng lus. Mit'n Mal keim de Hüsherre al mit de Sluckpulle. Hei lüchte damidde ober dat Swien un see datä: „Dat jü de Hoore beter seihn künnt.“ – Prost, en lüttchen Sluck. – Un noch einen: „Damidde wi et beter bören künnt.“ Un swupp hüng dat Swien an'n Haken. Glieks gaf et



noch en lüttchen Sluck. De Slachter snat dat Swien up un de Darm keimen rüt. „Wat schall mit den Bostknoken weern?“ reip hei datwischen. Bien Därmeputzen güng et lus: „Kiek mal, de hat ja Darmvarslingung.“ Ein, de dat erste Mal bien Slachten hulp, möste lus un den Darmbohr halen. Wenn’e den Braen eroken härre un güng nich, denne dörste namdags de Sültenpresse halen. Ne Kiepe vull Steine was et sä oder sä.

De upepüstete Blase möste ganz huch henehängt weern, denn süss speelen de Kinner bluß Fätball damidde. Ein von de grötteren Kinner dörste mit zwei Zigarren nah’n Standesbeamten gahn, umme dat Swien aftämelden.

Nah’n Middagebrut, wenn uk dat Fleisch weik ekoket was, güng et an’t Wostmaken: Knackwost, Lebbewost, Sülte, Rutwost, bie wecken Lüen uk noch Grüttewost un Swärkenwost. Twischendor mösten uk noch de Darm ebunnen weern. „Vargitt bluß nich de Klunter-

wöste for de Kinner,“ reip de Früe, „un düsse Pott is for de Steke.“ De Kinner aten underdeme de Keerne. As de Slachter de Blase upsnat, schölln de Kinner mit’n Telder de Luft upfängen, de da rütepüstet keim. Denne keim dat ütekeuhlte Swien up’n Slachedisch. De Schinkens, de Specksieten un de Karbonade keimen täerst an’e Rehe. En Nahberskind kralle sik den Swanz, swupp härr’t ne al einen hinden an’n Joppen ehängt. De güng sä dort Dorp un wundere sik, dat de Lüe ober öhne lachen.

De Upa stünd an’n Kettel un koke de Rutwost. De lüttchen Wöste härre ja al gor, de swömmen nü in’n kulen Water. Bluß de Pipwost düere noch, de möste noch en bettschen zuttern.

Dat Fleisch for de Mettwost möste dor den Wulf edreihet weern. Twei Helpers wesseln sik dabie af, de Sweet leip man sä. En Klumpen Gehacktes keim glieks up’n Telder, for dat Abendbrut. Un

denne güng et an’t Mettwostmaken. Wenn de Hoheiten – Flämenpümpel un Slacke – täebunnen wärrn, gaf et en lüttchen üt’e Pulle – et dörste aber uk en gruten Sluck wesen.

Wenn denne noch de Brägenwost up’n Rick hüng, vartrecken sik de Mannslüe in’e Köke un füllen ober dat Abendbrut her. Tä de warme Steke gaf et warmen Kartuffelsalat – de mit Breuhe tärecht emaket was – ne Zipolle was da uk anne. Von de frischen Weikwöste mösten Lebbewost un Rutwost probeiert weern.

De Früenslüe härrn nü de Waschköke undern Konfuchtel, wuschen allens af un schüern den Fätboden. Wenn se weer in’t Hüs keimen, satten de Keerls al in’e Stübe un speelen Kortn, dat düere mannichmal noch de halbe Nacht. Wenn dat Beier un de Sluck tä freuh alle wärrn, möste glieks einer nah’n Kräuger un noch wat halen.

## Wie Voß tau Falle keim von Kurt Bratmann (Harvesser Platt)

Bi Smees härren se swart eslacht. Et was in’n Mai. De Nächte wärrn all kort, un morgens wort et al tau’r rechten Tid helle. Fritze Voß, de Slachter, de sauwat maken dee, härr et abends vorher erst späte anefungen un was tan Mettwostmaken nich mehr ekomen.

„Schadt nich,“ sä’e, „hänget dat Swien uppen Bodden! Denne kann et schöne afkeuhlen, wenn ji nachts et Fenster open lat. Morgen kann ick nich, da bin ick all verseggt, aber obernorgen kome ick weer, denne maket we alles tarechte. Mettwost, Brägenwost, un wat sik süs noch anfindt, un ik kann denne ok noch de Schinken un Specksieten un et Pöckelfleisch insolten.“

Wat schölln se maken? Sei bröchten et Swien nah boben un mößten täuben, bet Fritze wär keim.

In’er nächsten Nacht wort Smees Vader up en mal wach. „Da sünd doch wecke up en Bodden,“ dacht’e, un glieks falle öhne dat Swien in. Hei trecke sich hille de Hose an, nahm den Krimmling (= Krümmeling, gebogener Holzstab), den’e ümmer bie sien Bedde stahn härre, un sleek sick an de Boddendör. Up’n Mal hör’e, wie sik einer lise de Boddentreppe runderslieken wolle. Smees Vader fate sinen Krimmling fester, un grade wie de Kerl üt’e Dör keim, da slauch’e tau un härr’ne uk edropen, sau güt dat in Diestern möglich was.

Ehr’e aber taufat’n könne, leip de Kerl nah unden un was ober de Däle varswunnen.

„Na, dene hääbe ik aber ordentlich einen midegeben,“ dacht’e Smees Vader, steeg up’n Bodden un freue sick, dat dat Swien noch da hänge.

En andern Abend täuben se aber vergeblich up Fritze Voß. Taulest güng Smees Vader sülms hen, umme ne tau halen. Hei fund ne aber in Bedde, un siene Früe mößte ne keuhle Ummesläge maken. „Ik bün doch in’ne Nacht sau schrecklich üt’n Bedde fallen, dat ik mik knappe anrögen kann,“ sä Fritze.

Da härren ji Smees Vader sien Gesichte mal seihn mösten.

### Impressum:

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz e.V.

1. Vorsitzender: Harald Schraepler, Buchfinkweg 20, 38122 Braunschweig, Telefon 0531 / 872658

Redaktion: Britta Edelmann M. A., Braunschweigisches Landesmuseum,  
Burgplatz 1, 38100 Braunschweig, Telefon 0531 / 1215-0  
Klaus Herrmann, Ährenweg 17, 38536 Meinersen, Telefon 05372 / 54088

Gesamtherstellung: Ruth Printmedien GmbH, Braunschweig

Appelhans Verlag, Braunschweig, 2002 · ISBN 3-930292-61-0



# Der Stadtnamen Braunschweig und die Siedlungsanfänge in der Altenwiek

Text von Prof. Dr. Wolfgang Meibeyer

Braunschweig als Ortsname (ON) enthält aufschlussreiche Informationen über die Frühzeit der späteren Großstadt. Der Wortlaut seiner ältesten überlieferten schriftlichen Nennung von 1031 *Brunesguik*<sup>1</sup> gliedert den Namen in zwei Bestandteile, die freilich beide diskussionsbedürftig sind, weil sowohl das Bestimmungswort (BW) *Brunes-* als auch das Grundwort (GW) *-wik* mehrfach unterschiedliche Interpretationen ihres Bedeutungsgehaltes erfahren haben.

## Das Grundwort -wik

Hatte noch H. Dürre 1861 *-wik* schlicht von lat. *vicus* (= Dorf, Wohnsitz) hergeleitet und in *Brunswiks* Anfängen den dörflichen Wohnsitz eines *Brun(o)* gesehen<sup>2</sup>, so versuchte Fr. Timme 1950 *-wik* unter Verweis auf dasselbe GW in den Handelsorten Schleswig, Bardowick und Osterwieck als Bezeichnung zu deuten für einen frühen, zunächst nicht einmal unbedingt ständig bewohnten Handelsplatz von Fernkaufleuten an der Oker, aus dem schließlich im 10./11. Jh. eine feste Marktansiedlung (*mercatus*) hervorging<sup>3</sup>. Als charakteristisches Namensglied sollte das GW *-wik* über die Handelsfunktion eines Ortes an sich informieren. *Wik* also unmittelbar gleich Handelsort?

L. Schütte konnte 1976 bei Untersuchungen aller *-wik*-Plätze nun auch in England, den Niederlanden sowie in Westfalen bei Berücksichtigung sowohl sprachlicher wie siedlungshistorischer Aspekte unter diesen nur eine derart geringe Anzahl von Handelsplätzen feststellen, dass sich die – ebenso auch sprachkundlich-etymologisch nicht ersichtliche – direkte Gleichsetzung von Handelsort und *Wik* nach Timme so nicht mehr aufrecht erhalten lässt<sup>4</sup>. Vielmehr zeichnete sich nun in Übereinstimmung mit der Etymologie (*Wik* ursprünglich etwa gleichbedeutend mit Zaun) als Bedeutung solcher *Wike* ein anfänglich möglicherweise eingegrenzter (wahrscheinlich grundherrlicher) Sonderrechtsbezirk ab. Vor allem belegen Schüttes mehrfache siedlungskundliche Analysen aus dem Westfälischen eine derartige Schlussfolgerung.

Über dieses Phänomen, dass eben von Grundherren – zu was anderem als zur

Durchführung und Bewahrung örtlichen Fernhandels? – auf ihrem Territorium besondere Rechtsbezirke eingerichtet wurden – nämlich solche *Wik*-Bereiche –, kam es anscheinend im allgemeinen umgänglichen Sprachgebrauch seit dem frühen Mittelalter zu einem Gleichverständnis derartiger durch grundherrliche „Schirmherrschaft“ herausgehobener *Wik*-Plätze mit der Bedeutung von „Handelsort“. Vereinzelt ging „*Wik*“ dann als GW sogar in ON von Handelsstandorten ein, wie vor allem Schleswig und Bardowick augenscheinlich machen. Im gleichem Sinne übernahm das Westslawische „*Wik*“ als Lehnwort für Handelsplatz, wie Schüttes Zitat aus der Großpolnischen Chronik aufzeigt: „*Wik* (*vicus*) heißt nämlich im Slawischen unmittelbar eine Stadt (*civitas*), in der Markt gehalten wird“<sup>5</sup>. (v. Verf. aus dem Lat. übers.). So lauten in Bautzen noch heute die sorbischen Namen für den Butter-, Fleisch-, und den Holzmarkt: *Butrowe wiki*, *Mjasowe wiki*, *Drjewowe wiki*<sup>6</sup>. Ungeachtet der vorsichtigen Zurückhaltung R. Moderhacks<sup>7</sup> kann demnach mit Schütte für das *Bruneswik* von 1031 durchaus unterstellt werden, dass auch hier „*wik* nichts anderes als (eine) unter Sonderrecht stehende herrschaftliche ...Siedlung“ (S. 92) bedeutet. Dass ein örtlicher Sonderrechtsstatus tatsächlich aus der Handelsfunktion im Unterschied zur agrarischen Produktion erwächst, zeigt die Maßgeblichkeit friesischer Kaufleute am Ort: Das Patrozinium von St. Magni erinnert daran ebenso wie der Name der Friesenstraße in der Altenwiek. Timmes Verständnis von *Wik* ist also vom Sprachgenetischen her gewiss nicht aufrecht zu erhalten. Eher aber in seiner mittelbaren, sekundären Verbindung mit Handelsplatz schlechthin.

Sehr sorgsam muss freilich geachtet werden auf eine Trennung einerseits der so verstandenen *Wik*-Bedeutung bzw. der in diesem Sinne strukturierten, räumlich eher nur vereinzelt verbreiteten ON von andererseits dem zahlenmäßig starken Vorkommen des GW *-wik* bei rein agrarischen Einzel- und Kleinsiedlungen ohne jegliche Handelsfunktion, wie sie nach Schütte und Wrede seit dem 8./9. Jh. entstanden sind. Ihre Verbreitung ist in Norddeutschland regional begrenzt auf das Münsterland und neigt dort wie in den Niederlanden zu

einer räumlich konzentrierten Verbreitung<sup>8</sup>. Allenfalls in etymologischem Zusammenhang, keineswegs aber in siedlungsgenetischer Hinsicht können diese beiden unterschiedlichen Siedlungsgruppen miteinander in Verbindung gebracht werden! Selbst wenn die sprachliche Herausbildung von *-wik* als GW zeitlich weiter zurückreichen sollte<sup>9</sup>, so kann dieses doch kaum etwas über ein womöglich ebenso frühes Alter der Siedlungen selbst aussagen, deren ON dieses GW enthält. Schon gar nicht ist das für Einzelfälle von Orten möglich, welche sich obendrein noch weitab von dem dichten münsterländischen Vorkommen der bezeichneten agrarischen Kleinorte mit *-wik*-GW als gänzlich vereinzelte *-wik*-Städte zu erkennen geben wie Schleswig, Bardowick, Osterwieck und Braunschweig.

Daher kann T. Brüsch gar nicht gefolgt werden, wenn sie gestützt **allein** auf das von den Namenskundlern H. Blume und J. Udolph gemutmaßte sehr hohe Alter der Herausbildung des GW *-wik* an sich für den ON *Brunswik* die allzu kühne Behauptung aufstellt,<sup>10</sup> „dass er ein sehr viel höheres Alter hat, als bisher angenommen, und bis in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung zurückführt“ (S. 107). Das würde nicht nur für die Siedlungsanfänge Braunschweigs phantastische Konsequenzen nach sich ziehen, welche mit den bisherigen Erkenntnissen der örtlichen und regionalen Siedlungsarchäologie aber auch gar nicht zusammen zu bringen wären. Für das BW *Brunes-* lehnt sie demzufolge – nun konsequent auf dem eingeschlagenen Irrwege fortschreitend – jede Beziehung zwischen dem ON *Brunswik* und einer historischen Person aus dem liudolfingisch-ottonischem Hause ab. Darauf wird bei dem knappen Eingehen auf die engerräumliche ON-Landschaft sowie bei der örtlichen Siedlungsentwicklung zurückzukommen sein.

## Das Bestimmungswort -Brunes

Das BW *Brunes-* wurde schon zu hochmittelalterlicher Zeit in der frühen Entstehungssage der Stadt Braunschweig als Personennamen eines *Brun(o)* angesehen, den das Chronicon Halberstadense mit einem 880 gefallenen Sachsenherzog gleichen



Namens als Gründer des „vicus“ identifizieren möchte<sup>11</sup>. Dem folgte die ältere Stadtforschung. Erst W. Flehsig erhob 1954 gegen diese Interpretation des BW Einspruch<sup>12</sup> auf Grund mundartlicher Aussprachegewohnheiten des ON Braunschweig seitens der eingessessenen Bevölkerung, welche seiner Auffassung nach sprachwissenschaftlich nicht mit dem Namen *Brun(o)* als ursprünglichem BW zusammen zu passen schienen. Als Ergebnis umfangreicher Studien meinte er, ein sonst nur im Süddeutschen (!) als BW angetroffenes *-brunst* (in der Bedeutung „Brandrodung“) nicht nur als BW im ON *Bruneswik*, sondern auch gleichermaßen für die übrigen norddeutschen *Bruns*-Orte glaubhaft machen zu können. Aus guten Gründen ist ihm die historische Forschung darin nicht gefolgt. Seine z. T. recht herbeigesucht wirkenden Deduktionen konnten sich anscheinend nicht durchsetzen. Die *brunst*-Theorie gilt als überholt.

Liudolf, Brun, Otto sowie das Namensglied Dank- erweisen sich als bevorzugte männliche „Leitnamen“ in der liudolfingisch-ottonischen Hochadelsfamilie, der auch das Brunonengeschlecht zugehört. Auf Dorfsiedlungen mit den in dieser Weise bezeichnenden Namen als BW wie Bruns- hausen, Liudolfshausen und Dankelsheim im Umfeld von deren Hauskloster bei Gandersheim hat W. Schlesinger nachdrücklich hingewiesen und darüber hinaus aufmerksam gemacht auf die Verwandtschaft mit einer vergleichbaren Namensgruppierung im Braunschweiger Umfeld<sup>13</sup>: Der ON eines ehemaligen Dorfes Dankwarderode ist auf die Burg übergegangen. Am Nussberg liegt ein wüstgefallenes Ottenrode. Mit N. Kamp<sup>14</sup> „hieß es die personenbezogene herrschaftliche Grundkomponente der Siedlungen dieser Ausbauezeit missdeuten, würde man den Namensteil „Brunes“ nicht auf eine Person beziehen, die als Besitzer des Siedlungslandes Initiator der Dorfbildung war“ (S. 14). Kamp besteht daher wie analog Schlesinger auf der Identität des ON-immanenten *Brun* mit einem historischen Mitglied der Liudolfinger-Familie. Die Agglomeration einschlägiger Leitnamen-Orte im engeren Braunschweiger Gebiet bezeugt zuverlässig deren Rückführung auf liudolfingische Entstehungs- und Benennungsinitiativen. Wie Schlesinger wendet sich auch Kamp ausdrücklich gegen Flehsigs Brandrodungstheorie für die Erklärung des BW *Brunes*-. Gleichmaßen ablehnend verhält sich T. Brüsch, die das BW *Brunes*- durchaus als im Genitiv stehenden männlichen Personennamen *Brun* gelten lässt<sup>15</sup> – freilich ohne diesem wegen vermeintlich großer zeitlicher Di-

stanz eine Zugehörigkeit zum liudolfingisch-brunonischen Geschlecht zuzubilligen.

### Siedlungskundliche Betrachtungen

Es bedeutet einen wesentlichen, wohl fachspezifisch unvermeidlichen Unterschied zu sprachwissenschaftlichen Deduktionen, dass sich siedlungskundliche Forschungen in höherem Maße auf objektive, konkret nachvollziehbare Fakten stützen können. So soll im Folgenden die braunschweigische ON-Frage unter den Aspekten der vor Ort in der Altenwiek rekonstruierbaren Siedlungsstrukturen und -abläufe betrachtet werden. Knapp zusammengefasst ergeben sich für das *Bruneswik* von 1031 dort die folgenden Befunde und Aussagen<sup>16</sup>:

1. Es lässt sich vor allem mit Hilfe der im 18. Jh. kartierbaren Zehntgerechtsame des braunschweigischen Hospitals B. M. V. ein zur Siedlungseinheit Altenwiek gehöriger geschlossener Feldbezirk abgrenzen. Dieser besitzt die vergleichsweise Flächengröße einer Dorfsflur und bezeugt den ursprünglich agrarischen Charakter eines Teils der Altenwiek als selbstständige Dorfsiedlung. Die in der St. Magni-Urkunde 1031 dotierten Ländereien (u.a. *rus proximum* = nahe gelegenes Feldland) sind in diesem Feldland zu erwarten.

2. Nicht durch archäologische Grabungen, wohl aber durch Funde von Siedlungskeramik des 9. Jh. bei Ausschachtungsarbeiten im Keller von Fachwerkgebäuden anlässlich von Umbaumaßnahmen für ein Hotel östlich der Magnikirche an der Herrendorfwete ist die ehemalige Lage des zugehörigen Dorfes bekannt<sup>17</sup>. Diese zeigt den charakteristischen naturtopographischen Bezug aller Okerranddörfer am Saum der trockenen hochwassersicheren Niederterrasse auf der Grenze zur feuchten überschwemmungsgefährdeten Flussaue.

3. Topographisch-genetisch stellt sich eine gestreckte regelmäßige Straßenmarktsiedlung westlich davon in niedrigerer, d.h. nicht hochwassersicherer Höhenlage dar. Diese nachrangige Lagebeziehung weist ihr eine erst spätere Entstehung als dem bäuerlichen Dorf zu. Zwischen beiden wurde 1031 – dem Patrozinium zu Folge unter wesentlicher Beteiligung friesischer (Fern-) Kaufleute – der erste Kirchenbau errichtet und deren bevorzugtem Schutzpatron St. Magnus geweiht. Grundherrliches Beteiligungsinteresse des Grafen Liudolf offenbart dessen zusätzliche persönliche Landdotations zu Gunsten der neuen Kirche in *Bruneswik*. Deren Bedeu-

tung als pfarrkirchliches Zentrum erhellt aus der Zahl der ihr beigelegten 18 Ansiedlungen, welche dem Urkirchensprengel von Atzum dafür entnommen wurden. *-wik* erscheint als GW der Siedlung hier wie selbstverständlich an den Handelsplatz gekoppelt, dessen Ausbau anscheinend mit der Kirchenstiftung durch den Lehnsmann des brunonischen Grafen Liudolf, Hatheguardus, und seine Frau Atta zu einem gewissen Abschluss kam.

4. Der agrarischen Dorfsiedlung bestätigen nicht nur deren relativ günstigere topographische Lage, sondern auch die ihrem Bereich angetroffenen Scherbenfunde ein höheres Alter als dem *Bruneswik* von 1031. Deren von H. Rötting erkannte zeitliche und typologische Übereinstimmung mit den von ihm auf der ehemaligen Dorfstelle von Dankwarderode am Kohlmarkt ergrabenen Keramikresten<sup>18</sup> rückt die Anfänge des Altenwiek-Dorfes mit jenem in einen zeitlichen Zusammenhang. Auch aus Schriftquellen lässt sich ein Entstehungsalter der hiesigen Ansiedlungen mit dem GW *-rode* im ON in der ersten Hälfte des 9. Jh. ableiten.<sup>19</sup> Als BW treten stets Personennamen auf, darunter – wie bereits dargelegt liudolfingisch-brunonische Leitnamen.

### *Bruneswik* ging ein „Brunsrode“ voraus

Für das Altenwiek-Dorf konnte bei seiner Entstehung ca. 200 Jahre vor der Herausbildung des Handelsortes ein ON mit dem GW *-wik* wegen seiner agrarischen Struktur aus naheliegenden Gründen nicht in Betracht kommen. Es hat also mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit einen Namenswechsel gegeben, als sich in seiner Nachbarschaft der „moderne“ Marktort (als grundherrlich geförderte „Spezialsiedlung“?) entfaltete und dieser wohl allgemein umgangssprachlich seiner besonderen Funktion gemäß als Wik bezeichnet wurde. Einen derartigen Wechsel seines ON, – aber nur des GW (!) – von *Sliethorp* zu *Sliaswich*<sup>20</sup> hat unter vergleichbaren Umständen Schleswig schriftlich überliefert durchgemacht. Offenbar unabhängig voneinander fassten außer Verf. auch schon P. J. Meier 1922 und W. Flehsig 1954 einen Wechsel des GW für den ON *Bruneswik* im Zusammenhang mit dem örtlichen Aufkommen der Handelsbedeutung ins Auge<sup>21</sup>.

Die erhebliche Zahl im engeren stadtbraunschweigischen Bereich in geschlossener Verbreitung liegender Dörfer und Wüstungen mit *-rode*-Namen bezeugen ein hier noch bis ins 9. Jh. hinein bestehendes großes natürliches Waldgebiet<sup>22</sup>. Dessen



weitgehende und in einheitlichem Zuge unter liudolfisch-brunonischer Initiative erfolgte Rodung und Aufsiedlung blickte – wie oben erwähnt – schon bei N. Kamp durch. Die Gleichartigkeit der ON-Bildungen unterstreicht die Geschlossenheit des damaligen Kolonisationsprozesses in signifikanter Weise. So sprechen seine räumliche Lage ebenso wie die Analogie der ON-Bildungen in der Nachbarschaft für ein „Brunsrode“ als ursprünglichen Namen des Altwiek-Dorfes. Ähnlich hat auch P. J. Meier gedacht. Flechsig's Vorschlag eines „Brunsthorp“ (= Brunsdorf) würde der Namensanalogie widersprechen, weil -dorf-Orte im relevanten Nachbarbereich nicht vorkommen.

Diese siedlungskundlich begründete Herausarbeitung eines „Brunsrode“ am Beginn der braunschweigischen ON-Entwicklung fügt sich konsequent ein in die hiesige ON-Landschaft sowohl unter den Aspekten der Bildungsweisen der einschlägigen ON überhaupt, wie auch ihrer Bestandteile, der GW und BW. Diese stehen darüber hinaus begriffs- bzw. namensinhaltlich im Einklang mit den sich abzeichnenden siedlungsgenetischen Prozessabläufen und Strukturen. Dass der einschlägige Wik-Begriff über seine Ursprungsbedeutung „grundherrlicher Sonderrechtsbezirk“ zum umgangssprachlichen Ausdruck für „Handelplatz“ mutiert ist und derart als GW in

die ON einiger Händlerorte Eingang gefunden hat, eröffnet aufschlussreiche Einblicke in die früheste Entwicklung derartiger Plätze und den Kreis der dabei Beteiligten im Allgemeinen und für Braunschweig im Besonderen. Dem wird an anderer Stelle weiter nachzugehen sein. Das BW *Brun-* weist hier in Verbindung mit dem Ursprungs-GW *-rode* geradezu hin auf historisch belegte Vorgänge und auf existierende, möglicherweise sogar unmittelbar daran beteiligte historische Personen im 9. Jh. Vielleicht reflektiert die mittelalterliche Gründungssage in diesem Falle doch mehr an Wirklichkeit, als ihr eine vielleicht allzu kritische Quellenforschung bisher zuzubilligen bereit gewesen ist?

Abschließend sei noch einmal an Schlesingers Hinweis auf die Gruppierung von Orten mit bezeichnenden liudolfingischen Leitnamen um deren angestammten Sitz Alt-Gandersheim erinnert. Dort stehen Siedlungsaktivitäten dieser Adelsfamilie zur Zeit der Sachsenkriege, also vor 800, nach R. Wenkus gänzlich außer Frage<sup>23</sup>. Ebenso wie dort diese Leitnamen dafür als Belege gelten, kommt das auch für die einige Jahrzehnte später im 9. Jh. erfolgten Vorgänge des Landesausbaues durch dieselbe Familie im Braunschweiger Gebiet in Betracht. Gewechselt hatte nun allerdings der Gebrauch des GW. An die

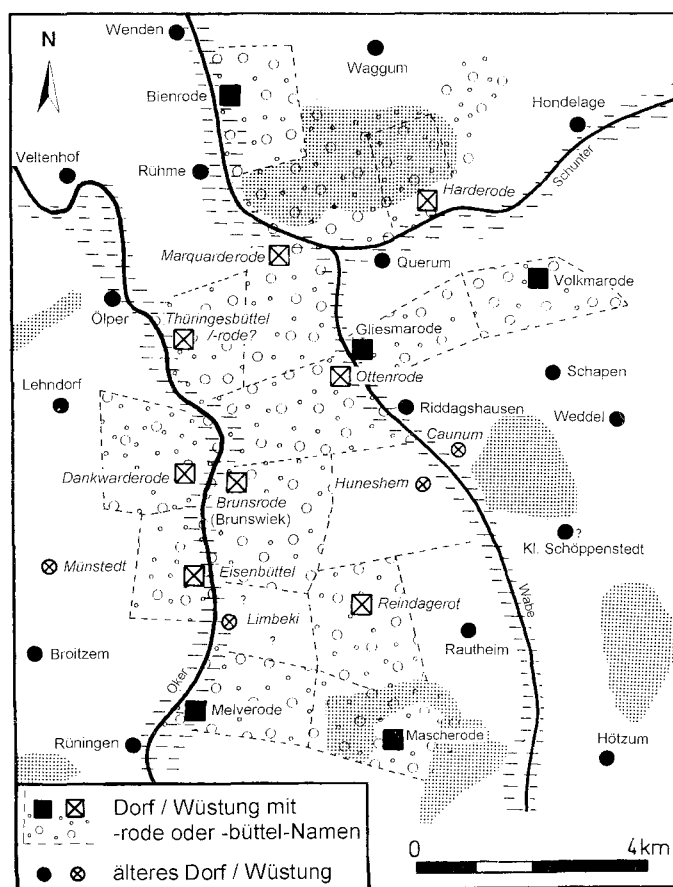
Stelle des in der früheren Siedlungsphase bevorzugt angewandten GW *-husen/-hausen* war nun das GW *-rode* getreten. Personennamen, darunter die familiären Leitnamen, wurden als BW weitgehend beibehalten. „Brunsrode“ als Vorgängername von *Brunswick* / Braunschweig passt widerspruchsfrei in diese Siedlungs- und ON-Landschaft in der ersten Hälfte des 9. Jh.

#### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> G. Schmidt (Hrsg.): *Urkundenbuch des Hochstifts Halberstadt und seiner Bischöfe. Teil 1.* Leipzig 1883. Nr. 71.
- <sup>2</sup> H. Dürre: *Geschichte der Stadt Braunschweig.* Braunschweig 1861. S. 26f.
- <sup>3</sup> Fr. Timme: *Ein alter Handelsplatz in Braunschweig.* In: *Nds. Jb. f. Landesgesch.* 22, 1950 und ähnlich in weiteren Veröff., zuletzt 1963: *Brunswiks ältere Anfänge zur Stadtbildung.* In: *Nds. Jb. f. Landesgesch.* 35.
- <sup>4</sup> L. Schütte: *WIK. Eine Siedlungsbezeichnung in historischen und sprachlichen Bezügen.* *Städteforschung, Reihe A, Bd. 2,* Köln 1976.
- <sup>5</sup> Schütte wie Anm. 4, S. 91ff.
- <sup>6</sup> *Stadtplan von Bautzen mit deutsch/sorbischem Straßenverzeichnis.* In: *Stadt- und Gästeführer Bautzen 92/93.* Hoyerswerda 1992.
- <sup>7</sup> R. Moderhack: *Braunschweig. Das Bild der Stadt in 900 Jahren.* Bd. 1 = *Braunschweigs Stadtgeschichte.* Braunschweig 1985. S. 2.
- <sup>8</sup> Schütte wie Anm. 4, S. 135ff und Karte 1.
- <sup>9</sup> T. Brüsch: *Die Brunonen, ihre Grafschaften und die sächsische Geschichte.* *Histor. Stud.* 459, 2000. S. 107 und Anm. 76 bezieht sich auf diesbezügliche noch unveröffentlichte „neueste Erkenntnisse der Ortsnamensforschung“ von H. Blume und J. Udolph.
- <sup>10</sup> Brüsch wie Anm. 9, S. 107.
- <sup>11</sup> Dürre wie Anm. 2, S. 27.
- <sup>12</sup> W. Flechsig: *Der Name der Stadt Braunschweig.* In: *Forschgn. z. Braunschw. Gesch. u. Sprachkde., Braunschweig* 1954.
- <sup>13</sup> W. Schlesinger: *Städtische Frühformen zwischen Rhein und Elbe.* In: *Beitr. z. dt. Verfassungsgesch. d. Mittelalters* 2, Göttingen 1963. Anm. 335.
- <sup>14</sup> N. Kamp: *Herrschaft, Wirtschaft und Gesellschaft in der Frühzeit der sächsischen Städte.* In: *Brunswiek 1031 – Braunschweig 1981.* Folgeband, Braunschweig 1982.
- <sup>15</sup> Brüsch wie Anm. 9, S. 107.
- <sup>16</sup> Die unter 1) bis 4) dargestellten Befunde beruhen überwiegend auf W. Meibeyer: *Siedlungsgeographische Beiträge zur vor- und frühstädtischen Entwicklung von Braunschweig.* In: *Braunschw. Jb.* 67, 1986. Dort auch Hinweise auf weitere Literatur sowie Quellenbelege.
- <sup>17</sup> Herrn Prof. Rötting danke ich für den Hinweis und die gemeinsame Untersuchung des Aufschlusses im Sommer 1992.
- <sup>18</sup> H. Rötting: *Stadtarchäologie in Braunschweig.* Hameln 1985.
- <sup>19</sup> Meibeyer wie Anm. 16, S. 20ff.
- <sup>20</sup> Dazu Schütte wie Anm. 4, S. 173 und Flechsig wie Anm. 12, S. 45.
- <sup>21</sup> P. J. Meier: *Die Stadtflur von Braunschweig.* In: *Braunschw. Magazin* 1922. S. 5 und Flechsig wie Anm. 12, S. 44ff.
- <sup>22</sup> W. Meibeyer: *Die Anfänge der Siedlungen.* In: *Die Braunschweigische Landesgeschichte. Jahrtausendrückblick einer Region.* Braunschweig 2000. S. 274ff und Abb. 4.
- <sup>23</sup> R. Wenkus: *Sächsischer Stammesadel und fränkischer Reichsadel.* *Abh. d. Akad. d. Wiss. in Göttingen. Phil.-Histor.-Klasse.* 3. Folge 93, 1976.

#### Abbildung:

Das Stadtgebiet von Braunschweig, ein Waldland um 800. Die Feldbezirke von Dörfern und Wüstungen mit Ortsnamen auf *-rode* und *-büttel* bezeugen im Gebiet der späteren Stadt Braunschweig und Umgebung ein fast geschlossenes Waldgebiet. (Heutige Wälder gerastert). Abb. aus<sup>22</sup>.





# Jüdisches Museum in Halberstadt von der Schließung bedroht?

Text und Fotos von Elke Frobese M.A.

Im September 2001 wurde in Halberstadt das Berend-Lehmann-Museum eröffnet. Es zeigt die Geschichte der Halberstädter Juden vom Beginn ihrer Ansiedlung im 12. Jahrh. bis zur Auslöschung jüdischen Lebens in der Stadt in der Zeit des Nationalsozialismus. Besondere Beachtung innerhalb der Präsentation findet das Hofjudentum im 17. und 18. Jahrh. am Beispiel des Hofjuden Berend Lehmann (1661-1730). Ihm verdankt Halberstadt eine der schönsten Barocksynagogen Deutschlands.

**Abb. unten links:**  
Wiedererrichtetes Portal  
des Wohnhauses von  
Berend Lehmann

**Abb. unten rechts:**  
Portal der Moses-  
Mendelssohn-Akademie,  
Rosenwinkel 18

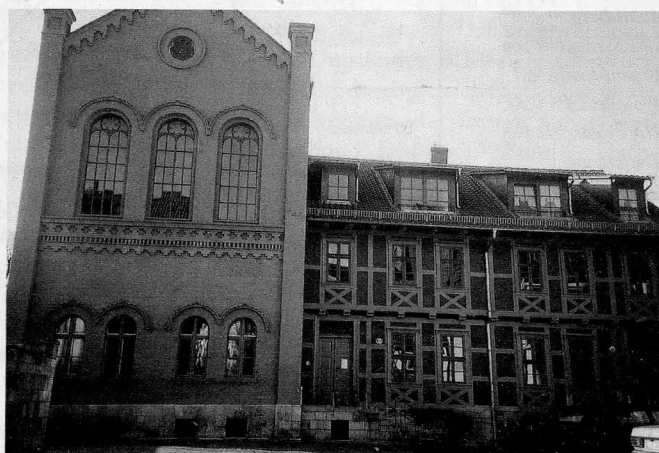
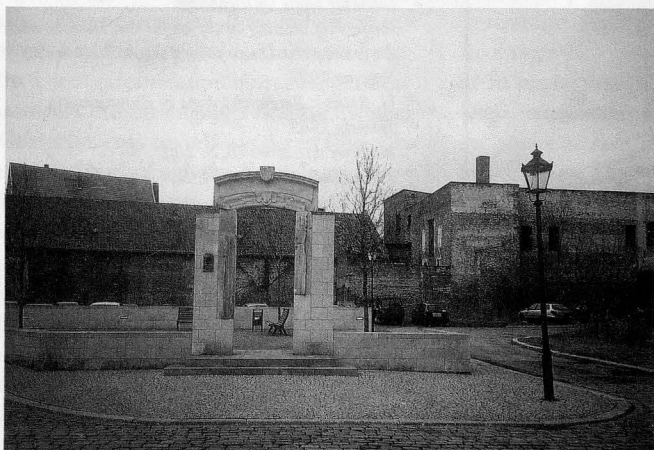
**Abb. rechte Seite oben:**  
Mikwe (rituelle  
Badeanlage) innerhalb  
des Jüdischen Museums

**Abb. rechte Seite unten:**  
Mauerrest der barocken  
Hauptsynagoge,  
Judenstraße 26

Nachdem die mittelalterliche Synagoge der Stadt zerstört worden war, setzte sich Lehmann um 1700 für einen Synagogenneubau ein. Reste dieses Gebäudes sind nach der Zerstörung von 1938 heute noch erhalten und können besichtigt werden. Sie bilden zusammen mit dem erhaltenen Mikwenhaus, einem Fachwerkhaus aus dem 16. Jahrh., eine bauliche Einheit. Das Mikwenhaus, das die rituelle Badeanlage der Juden beherbergt, ist heute Teil des Berend-Lehmann-Museums. Da Synagogen nicht direkt an der Straße, sondern in Hinterhöfen errichtet werden mussten, ist das Museum und der erhaltene Mauerrest der Halberstädter Hauptsynagoge etwas schwer zu finden. Zugänglich ist das Gelände über einen Tordurchgang in der Bakenstraße oder von der Judenstraße aus.

Nach der Verschleppung der letzten in Halberstadt verbliebenen Juden in die verschiedenen Konzentrationslager hat sich keine jüdische Gemeinde mehr in Halberstadt etabliert. So zeugen heute nur noch die erhaltenen Bauten von der einstigen Bedeutung Halberstadts für das deutsche Judentum. Im Gegensatz zu anderen Städten wurde in Halberstadt durch die Fürstbischöfe eine relativ tolerante Politik gegenüber den Juden betrieben. Nach 1348 ist kein Proqram – keine gewaltsame Ausschreitung gegen Juden – nachweisbar. Aufgrund der Friedensverhandlungen nach dem Dreißigjährigen Krieg kam Halberstadt zu Preußen. Der Große Kurfürst erlaubte gegen den Widerstand der Stände einigen jüdischen Familien die Ansiedlung in der Stadt. Zeitweise war Halberstadt eine der größten jüdischen Gemeinden in Mitteleuropa und bildete ein bedeutendes Zentrum jüdischer Kultur in Deutschland. Drei Friedhöfe mit über 1000 Grabsteinen zeugen von dieser starken jüdischen Besiedlung. 1933 befanden sich noch 706 Juden in der Stadt, die dann Opfer des nationalsozialistischen Terrors wurden.

Halberstädter Juden wirkten nicht nur in ihrer Stadt positiv auf den Handel ein, sondern ihre Beziehungen gingen weit über Preußen hinaus. So war der Hofjude Berend Lehmann im 17. Jahrh. von Halberstadt aus auch für die Höfe Preußen,



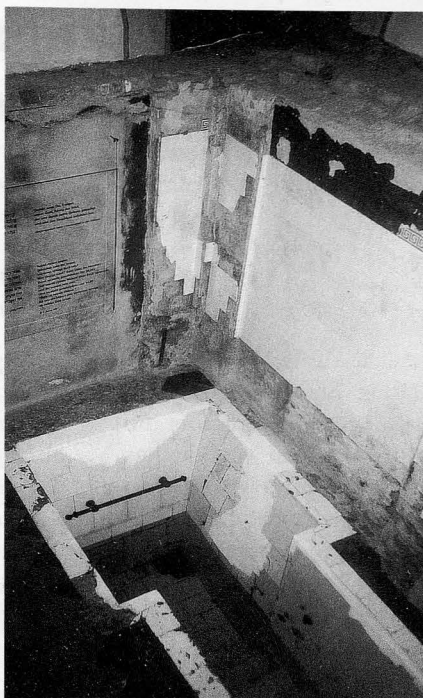


Hannover und vor allem Sachsen tätig. August der Starke schätzte „seinen Hofjuden“ ebenso wie es die preußischen Herrscher taten. Im Herzogtum Braunschweig war zu dieser Zeit ebenfalls ein Hofjude tätig, der Kammeragent Alexander David (1687-1765). Dieser stammte aus Halberstadt und hatte es als Kaufmann zu Ansehen und Wohlstand gebracht.

Nachdem in Braunschweig im Jahr 1546 die letzten ansässigen Juden vertrieben worden waren, konnte sich Alexander David 1707 als erster Jude seit dieser Zeit wieder in Braunschweig niederlassen. Der Herzog schätzte seine Handelsverbindungen und gewährte ihm Schutzrecht auf Lebenszeit. Es entwickelte sich unter der Führung Alexander Davids eine kleine Gemeinde, die in der Folgezeit weiter anwuchs. Da zu dieser Zeit noch kein jüdischer Friedhof vorhanden war, mussten die Braunschweiger Juden in ihrer Heimatgemeinde beerdigt werden. Für Alexander David war dies Halberstadt. So führt auch heute noch die geschichtliche Spur von Braunschweig nach Halberstadt.

Eine andere Spur führt zu Israel Jacobson (1768-1828), der ebenfalls in Halberstadt geboren wurde. Sein Name ist verknüpft mit dem Reformjudentum, einer Bewegung, die versuchte, jüdisches Leben dem der christlichen Umwelt anzupassen. Diese Gruppierung innerhalb des Judentums wurde angeregt durch die Ideen der Aufklärung. Auf Israel Jacobson geht die Gründung der Jacobson-Schule in Seesen zurück. Jacobson hatte sich die Aufgabe gestellt, jüdischen Kindern durch eine umfassende theoretische und praktische Bildung gleiche Chancen bei der Berufswahl zu ermöglichen. Nach kurzer Zeit wurde seine Schule auch von christlichen Schülern besucht und trug somit zur Annäherung der Religionen bei. Jacobson war Kaufmann und außerdem als Braunschweigischer Landesrabbiner tätig. Er gilt als eine der führenden Persönlichkeiten innerhalb des Reformjudentums. 1810 führte er erstmals in der Seesener Synagoge die Orgel, den Chorgesang sowie die Predigt in deutscher Sprache ein.

Dies sind nur einige Beispiele dafür, welche Außenwirkung die Halberstädter Gemeinde hatte. Gerade heute, wo kein



aktives jüdisches Gemeindeleben mehr Spuren der Vergangenheit aufzeigen kann, sind die Museen gefordert, diese bedeutenden Reste der Geschichte zu erhalten und der Nachwelt zugänglich zu machen. In Halberstadt sind es neben dem neu eingerichteten Museum in erster Linie bauliche Zeugnisse, wie das Mikwenhaus, die erhaltene Mauer der barocken Hauptsynagoge und die Klausensynagoge in der internationalen Begegnungsstätte Moses-Mendelssohn-Akademie. Bereits kurz nach der Eröffnung des Jüdischen Museums Halberstadt gab es Streit um die Finanzierung des Museumsbetriebes zwischen der zuständigen

Stiftung und dem Land Sachsen-Anhalt. Dies könnte auch die baldige Schließung bedeuten, wenn nicht ein dauerhafter Konsens gefunden wird.

Viele Leihgeber unterstützten die Sammlung des Museums mit Ausstellungsstücken. So kommen einzelne Stücke sogar aus den USA. In Braunschweig, wo bauliche Zeugnisse weitgehend verschwunden sind, zeigt das Landesmuseum in der Jüdischen Abteilung Geschichte und Religionsausübung der Juden. Interessant ist dabei auch, dass die Sammlung des Museums auf den Besitz Alexander Davids zurückgeht, den Kaufmann aus Halberstadt. Dies ist ein Grund mehr, sich in Halberstadt auf Spurensuche zu begeben. Es bleibt zu hoffen, dass für das Halberstädter Museum auf Dauer eine Finanzierung gesichert wird, damit sich aus gemeinsamen Spuren der Vergangenheit auch eine gemeinsame Arbeit in der Zukunft entwickeln kann.

Das Berend-Lehmann-Museum für jüdische Geschichte und Kultur in der Judenstr. 26 ist geöffnet: So – Do 9 – 17 Uhr, Fr 9 – 14 Uhr. In der Moses-Mendelssohn-Akademie im Rosenwinkel 18 soll demnächst eine Dauerausstellung eröffnet werden. Weitere Informationen sind erhältlich: Tel: (03941) 606710, Fax: (03941) 606713.





# Auf den Spuren der ehemaligen braunschweigischen Landesuniversität durch Helmstedt

Text von Marita Sterly M.A.

*Führung des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz am 27. April 2002*

Die Helmstedter Universität wurde 1576 von Herzog Julius feierlich eröffnet. Sie entwickelte sich schnell zu einem Anziehungspunkt weit über die Region hinaus. Bis zu ihrem Ende in westfälischer Zeit haben hier zahlreiche berühmte Professoren gelebt und gelehrt. Der Exkursionstag führt nicht nur in die Universitätsgebäude, sondern auch zu vielen Orten innerhalb der Stadt Helmstedt, an denen Professoren und Studenten ihre Spuren bis heute hinterlassen haben.

Der Vormittag beginnt mit einer Führung durch das Juleum. Es wurde im späten 16. Jahrhundert als Hauptgebäude der Academia Julia errichtet. Der prachtvolle Renaissancebau ist hervorragend erhalten und bildet mit den Seitenflügeln ein in Norddeutschland einmaliges architektonisches Ensemble. Wir besichtigen zunächst die Aula und den ehemaligen Wein- und Bierkeller mit dem

Kreis- und Universitätsmuseum Helmstedt, in dem sich zahlreiche Objekte – vom Helmstedter Studenten bis zu Ausgrabungsfunden der Universitätsabfallgrube – befinden. Anschließend besuchen wir die ehemalige Universitätsbibliothek im ersten Stockwerk des Juleums, in der noch Tausende Titel aus der Universitätszeit aufbewahrt werden.

Der Stadtrundgang startet am Nachmittag am Helmstedter Marktplatz. Dort befinden sich neben dem 1904 – 1906 erbauten Rathaus auch die ehemalige Universitätskirche und das „Rohrsche Haus“. Die 1704 eingeweihte Universitätskirche errichtete man auf der Ruine der ehemaligen Augustinereremitenkirche. Während der Franzosenzeit wurde die Kirche mit Schließung der Universität aufgegeben und das Gebäude seitdem anderweitig genutzt. In unmittelbarer Nähe befindet sich das prachtvollste Fachwerkhaus



Helmstedts, das „Rohrsche Haus“. Es ist aufwendig mit Figurenfriesen geschmückt, die u.a. die an der Universität gelehrten Freien Künste darstellen.

Wir folgen dem Papenberg bis zum Haus des Professors Calixt. Dieser bedeutende Einigungstheologe war eine der berühmtesten Persönlichkeiten, die im 17. Jahrhundert in Helmstedt gelehrt haben. Nur wenige Schritte entfernt befindet sich das Grundstück, auf dem bis ins 20. Jahrhundert das Haus des Professors Beireis gestanden hat. Hier sammelte der als Wundermann bekannt Mediziner neben Gemälden, wissenschaftlichen Geräten und Münzen auch seine berühmten vaucansonschen Automaten, darunter die mechanische Ente, die fressen und verdauen konnte. Hier auch empfing er den Geheimrat Goethe, der nach Helmstedt gekommen war, um sich den Professor mit dem seltsamen Ruf sowie dessen Sammlungen anzusehen.

Gleich gegenüber steht das Haus mit dem Stelzfuß, wie es die Helmstedter nennen. Darin befand sich die geheime Niederlassung eines verbotenen Studentenordens. Von dort aus ist schon die Stephanikirche zu sehen. Im Außenbereich befindet sich die Bökelsche Grabkapelle, in der mehrere Professorgenerationen beigesetzt sind. Im Inneren der Kirche ist u.a. das Epitaph für Georg Calixt erhalten.

Der nächste Haltepunkt befindet sich zwei Straßen weiter im „Tiefetal“. Dort wohnte der berühmte C. F. Gauß, der in Helmstedt promoviert wurde, für einige Zeit bei seinem Doktorvater Pfaff.

Wir biegen um die Ecke und befinden uns wieder in der Fußgängerzone. Hier steht das nach seinen Inschriften so genannte „Lateinische Haus“, das im 18. Jahrhundert der Rechtsgelehrte Augustin Leyser bewohnte. Nur wenige Schritte entfernt, besichtigen wir das „Krebssche Haus“, in dem u.a. die Professoren Haeberlin, Henke und Mosheim gelebt haben. Über den Breiten Stein, der so häufig Ursache für Auseinandersetzungen zwischen Helmstedter Bürgern und Studenten gewesen ist, gehen wir weiter zum Neumärker Tor, einem gut erhaltenen Turm der mittelalterlichen Stadtbefestigung. Hier soll sich eine gräßliche Geschichte um des Torwächters verstorbene Braut ereignet haben.

Zum Abschluß werfen wir in der Stobenstraße noch einen Blick auf das Gelände des ehemaligen Universitätsgartens.

**Abb. linke Seite:**

Die Helmstedter Universität, Kupferstich von Merian, Frankfurt, 1654, Museumsfoto

**Abb. rechts oben:**

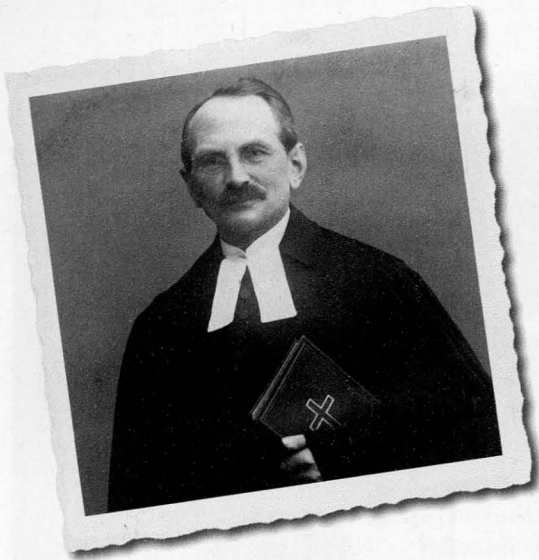
Fragmente von Kachelöfen aus dem 16. Jahrhundert, gefunden bei Bauarbeiten auf dem Hof der Universität. Foto: Sierigk

**Abb. rechts unten:**

Spottgedicht auf die Helmstedter Studenten von P. A. Schrader, Braunschweig/Leipzig, 1765. Im Hintergrund die Stadt Helmstedt mit den Gebäuden der Universität. Foto: Sierigk







*Der Pfarrer einer Land-  
gemeinde reist 1898 zur  
Einweihung der Erlöser-  
kirche nach Jerusalem*

Text von Renate Pahlow

## Pastor Erich Bock im Heiligen Land

Es werden der Dorfschullehrer immer weniger, die sich um Dorfchroniken und fast vergessene Ereignisse bemühen und sie vor dem Vergessen und Verschwinden bewahren. Mit diesem Ziel vor Augen wurde jetzt eine Zusammenfassung eines Reiseberichtes einer Fahrt nach Palästina im Jahre 1898 herausgegeben. Das Büchlein umfaßt 96 Seiten und gibt das Wichtigste des Originalberichtes wieder, der vier Bände mit je 400 Seiten in Sütterlin geschrieben umfaßt. Der Stil ist sicher gewöhnungsbedürftig, ein Spiegel seiner Zeit des wilhelminischen Zeitalters. Der Zeit, die noch unbelastet von den zwei Weltkriegen war, die von deutschem Boden ausgingen. Ich bin bei vielen Äußerungen zurückgezuckt, so zum Beispiel bei der Vorstellung, heute hinter der deutschen Fahne durch Syrien zu reiten!

Der damals junge Pastor der Gemeinde Rüper-Wense im Kreis Peine folgt dem Aufruf des damaligen Kaisers Wilhelm II. zu einer Pilgerreise nach Palästina zur Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem. Diese Kirche ist endlich eine protestantische deutsche Kirche in der Altstadt von Jerusalem, das damals zum großen osmanischen Reich gehörte. Die anderen christlichen Konfessionen waren dort seit langem vertreten und die deutschen Protestanten befanden sich unter der Obhut eines gemeinsamen Bistums mit der anglikanischen Kirche bis zum Jahre 1886.

Die evangelische Gemeinde wuchs in den folgenden Jahren durch protestantische Missionare wie Theodor Fliedner und Johann Ludwig Schneller. Es entstehen z. B. ein Mädchenerziehungsheim

für arabische Mädchen, Talita Kumi und das Syrische Waisenhaus, sowie Krankenhäuser.

Die größer werdende evangelische Gemeinde verlangte nach einem eigenen Gotteshaus. Von der Schenkung eines Baugrundstückes durch den Sultan 1869 bis zur Einweihung der Kirche 1898 vergingen Jahre mit zähen Verhandlungen.

Der Kaiser selbst will die Kirche einweihen und verläßt mit dem kaiserliche Hofzug Berlin in Richtung Konstantinopel. Die kaiserliche Yacht „Hohenzollern“ bringt ihn von dort nach Haifa, um mit Wagen Jerusalem zu erreichen. Wie auch heute der Bundeskanzler mit Journalisten und Wirtschaftsexperten im Troß reist, so rief der Kaiser damals dazu auf, sich aus diesem Anlaß einer Pilgerfahrt anzuschließen. Er ließ seine Reise vom Reisebüro Cook organisieren, während sein Untertan aus Rüper bei Palmer und Kappus in Jerusalem buchte.

Angesichts des Reiseplanes würde man heute von einer Erlebnisreise sprechen.

Von Rüper ging es mit Pferd und Wagen zum Peiner Bahnhof, um dort den Zug nach Hannover zu besteigen. Hier trifft er auf seinen Reisegefährten und Schwager Heinrich Biester. Auf dem Weg nach Basel und Genua machte man mit solchen Neuerungen, wie der sogenannten Ziehharmonika des D-Zuges Bekanntschaft. In Genua bestieg man ein Schiff zusammen mit 86 Mitreisenden in Richtung Beirut.

Die Reisegesellschaft setzte sich natürlich aus etlichen Pastoren zusammen und es gehörten ihr so interessante Personen, wie Friedrich Naumann an,

**Abb. linke Seite:**  
Pastor Erich Bock

**Abb. rechte Seite:**  
Die Erlöserkirche, auf  
einer alten Postkarte;  
Kaiser Wilhelm II. in  
Tropenuniform;  
Jerusalem auf einer  
zeitgenössischen  
Aufnahme.

der sich damals schon als einen politischen Pastor bezeichnete und in seinem Verlag „Die Hilfe“ einen kontinuierlichen Reisebericht veröffentlichte. Der spätere Bundespräsident Heuß ging bei Friedrich Naumann journalistisch in die Lehre und gründete 1958 die Friedrich-Naumann-Stiftung.

In Athen und Konstantinopel wurde angelegt, also eine Mittelmeerkreuzfahrt! In Konstantinopel besuchte Erich Bock ein von seiner Familie unterstütztes Pflegekind.

Die Seereise endete in Beirut für einen großen Teil der Reisegesellschaft, denn sie stiegen nun in die Damaskusbahn und an deren Endstation im heutigen Syrien warteten Pferde auf die zumeist ungeübten Reiter. Hier begann das eigentliche Abenteuer. Die besten Pferde waren zum Kaiserbesuch in Jerusalem und man mußte sich nicht nur bei den Pferden mit einer zweiten oder dritten Wahl begnügen, sondern auch Sattel- und Zaumzeug verdienten den Namen nicht. Erich Bock schreibt von Gardinenschnüren! Übernachtet wurde in schon bereitstehenden Zeltlagern. Etliche mutige Damen waren sogar unter den Mitreisenden.

Bis man zum See Genezareth hinab kam, war die Reise wohl noch ganz erträglich. Dann beginnt ein feucht-heißes Klima. Der See bringt eine Erfrischung, doch nachdem man Nazareth erreicht hatte, beschließt die Mehrzahl der Reiter auf kurzem Wege nach Haifa zu reiten, um dort das Schiff wieder zu besteigen. Nur 13 Unentwegte, unter ihnen Erich Bock mit Schwager, blieben den Pferden bis Jerusalem treu.

Der Oktober ist noch sehr heiß in Israel und so litten die 13 Aufrechten sehr bei der ungewohnten Anstrengung in der Hitze.

In Jerusalem angekommen war bald alles vergessen. Die Reisenden waren privat untergebracht in der Kolonie der Templer, einer zur evangelischen Kirche gehörenden Gemeinschaft aus Württemberg, die im 19. Jh. nach Palästina auswanderten.

Die Einweihung der Erlöserkirche und die Anwesenheit des Kaiserpaares war der Höhepunkt der Reise zwar, doch die Eindrücke in und um Jerusalem herum, die Pastor Bock damals sammelte, sind denen in heutiger Zeit durchaus vergleichbar.

Am 2. November wurde mit dem Schiff von Jaffa aus die Heimreise angetreten. Über Ägypten und Italien geht es zurück nach Rüper, wo Erich Bock von seiner Gemeinde ein rauschender Empfang bereitet wurde. Nach seiner Rückkehr stürzt er sich in sein eigenes großes Bauvorhaben, den Kirchbau in Rüper. Schaut man sich die Jerusalemkirche in Rüper an und kennt vielleicht die Erlöserkirche in Jerusalem, so bemerkt man unübersehbare Ähnlichkeiten. So steht nicht nur der Name der Kirche für die Mode der Zeit, Erinnerungskirchen zu bauen.



#### Das Buch

Herausgegeben von Renate Pahlow  
 Pastor Erich Bock im Heiligen Land  
 Der Pastor von Rüper und Wense reist 1898 zur  
 Einweihung der Erlöserkirche nach Jerusalem  
 Verlag Uwe Krebs Wendeburg  
 96 Seiten, 1 Übersichtskarte,  
 ISBN 3-932030-18-4, EUR 6,90



# David und Johannes Fabricius

– zwei ehemalige Studenten an der Helmstedter Universität

Text von Sabine Ahrens



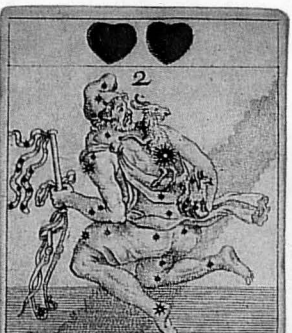
Orion.

Gebilde durch 49. Sterne/deren 1. in der Schulter / und 1. an dem rechten Fuß der ersten Größe / 4. der zweiten / 4. (darunter drei gerade neben einander stehen und der Jacobsstab genennet werden) / der dritten / 16. der vierten / 11. der fünften / und 12. der sechsten Größe zu sehn. Den ihm sind die Plejades oder die Glückhähne.



Serpentarius, der Schlangemann

Hat in allen 29. Sterne: 1. auf dem Haupte der zweiten Größe / 7. der dritten / 9. der vierten / 11. der fünften / und nur 1. der sechsten Größe. Diese alle sind h. / ausgenommen die jenen / welche an der Hüfte stehen / und der 9. ausgezogen werden.



Auriga oder der Fuhrmann.

Dieses Gestirn hat in allem 42. Sterne/deren 1. der ersten Größe auf dem Rücken die obere Geiß oder Böcklein / 2. auf der linken Achsel und linken Fuß der zweiten Größe / 7. der vierten / 3. der fünften und 19. der sechsten Größe hin und wieder zerstreut / und 10. darunter an seiner Brust.

Im Matrikelverzeichnis der Helmstedter Universität fallen den an Astronomie Interessierten vielleicht zwei Namen besonders auf: David und Johannes Fabricius. Dieses Vater-Sohn-Gespann trug durch die Beobachtung des Sternenhimmels viel zum heutigen Wissensstand bei. Ihr Name ist vor allem mit der Entdeckung der Sonnenflecken verknüpft.

David Fabricius wurde am 9. März 1564 als ältestes von fünf Kindern im ostfriesischen Esens geboren. Der Vater, Jan Jansen, war Schmied, daher wählte der Sohn den Nachnamen „Fabricius“, die lateinische Bezeichnung für diesen Beruf. David schien nicht für einen handwerklichen Beruf bestimmt. Die Eltern schickten ihn auf eine der Lateinschulen in Braunschweig, wo sein Lehrer Heinrich Lampadius seine Neigung zur Mathematik und zur Astronomie weckte. Am 14. Januar 1583 schrieb er sich im Alter von knapp 19 Jahren als „David Faber Esensis“ an der erst einige Jahre zuvor gegründeten Helmstedter Universität ein. Vermutlich hatte er vorher schon an einer anderen Hochschule studiert, denn bereits 1584 wird er als Pastor in Resterhabe/Ostfriesland genannt.

Der Physikunterricht an der Universität war damals, gemäß den Statuten, eng mit der Lehre des Aristoteles verknüpft. Gleichzeitig spielte Philipp Melancthons Kompendium der Physik eine maßgebliche Rolle. Unter dem Fach Physik müssen wir uns heute eine Mischung aus Metaphysik, Astronomie und Astrologie vorstellen, die in das zeitgenössische christliche Weltbild eingebunden war. Zu den Aufgaben der Dozenten gehörte es, die Studenten über die Bewegung der Himmelskörper nach dem heliozentrischen System mit der Sonne als Mittelpunkt der Welt sowie im Gebrauch astronomischer Instrumente wie Quadrant und Astrolabium zu unterweisen. Fabricius belegte 1683 vermutlich Vorlesungen bei Owen Gunther, dem ersten Dekan der philosophischen Fakultät und einem bedeutenden Aristoteliker seiner Zeit. Faszinierender dürften für ihn jedoch die Vorträge des Quedlinburgers Simon Menciaus gewesen sein. Dessen Schwerpunkt lag auf der Astronomie, die damals noch nicht von der Astrologie unterschieden wurde. Er schätzte die Höhe der Atmosphäre bereits auf 2000 Meter.

Sein Amt als Seelsorger hielt Fabricius später nicht davon ab, sich weiterhin seiner Leidenschaft zu widmen. Er beobachtete regelmäßig das Wetter und hielt die Ergebnisse in einem noch erhaltenen wissenschaftlichen Tagebuch fest. Dort listete er auch die Befunde seiner astronomischen Messungen auf, führte eine Chronik und vermerkte Naturereignisse. Dieses „Calendarium historicum“ beginnt am 15. Januar 1585 und endet im Januar 1613. 1589 zeichnete er außerdem die erste Karte von Ostfriesland.

Durch seinen Vater besaß er Kenntnisse in der Schmiedekunst, die ihn dazu befähigten, astronomische Instrumente selbst herzustellen, wenn er auch in einigen Fällen einen Schmied hinzuzog. Als Material wählte er Eisen. 1594 konstruierte er einen drei Fuß hohen Quadranten sowie Sextanten und ein Visierinstrument. Diese Ausstattung ermöglichte es ihm, Sonnenhöhen zu messen und die geographische Breite von Resterhabe zu berechnen.

Gleichzeitig stand Fabricius mit Johannes Kepler und Tycho Brahe in Briefwechsel. Er berichtete Brahe im August 1596 von einem auffälligen Stern im Sternbild Cetus oder Walfisch, der heute als „Omicron Ceti“ bekannt ist. Durch Beobachtungen hatte er festgestellt, daß die Helligkeit dieses Himmelskörper variierte. So entdeckte er als erster die Veränderlichkeit eines Sterns. Er gab ihm den Namen „res mira“ (wunderbares Ding). Mira ceti, wie er auch genannt wird, besitzt eine Lichtwechselperiode von 330 Tagen. Er gilt heute als Prototyp einer Gruppe von Veränderlichen, auch Mira-Sterne genannt. Bei ihnen handelt es sich um riesige Himmelskörper mit niedriger Oberflächentemperatur, die zyklisch ihre Helligkeit um mehrere Größenklassen abwandeln.

1604 zog Fabricius mit seiner Familie nach Osteel in Ostfriesland, wo er ein Jahr zuvor zum Pastor ernannt worden war. Hier entdeckte er einen neuen Stern, der im Sternbild des Schlangens-

trägers (Ophiuchus) aufleuchtete. Es handelte sich um eine Supernova, die „Nova Ophiuchi Nr. 1“. 1607 verfolgte er auch die Bahn des Halleyschen Kometen.

Fabricius war Vater von acht Kindern. Das Zweitgeborene, sein Sohn Johannes, der am 8.11.1587 in Resterhabe das Licht der Welt erblickte, teilte schon früh seine Interessengebiete. Graf Enno III von Ostfriesland, ein Bewunderer seines Vaters, förderte die Ausbildung des Jungen. Auch Johannes besuchte die Helmstedter Universität, an der er seit dem 27. Oktober 1604 jedoch Medizin statt Theologie belegte. Diese Studien setzte er in Wittenberg und Ende 1609 im niederländischen Leiden fort, wo zu jener Zeit eine neue Entdeckung Furore machte: das Fernrohr. Ein solches Instrument führte er mit großer Wahrscheinlichkeit bei seiner Rückkehr nach Osteel im Jahre 1610 im Gepäck. Mit Hilfe dieses Geräts erkundete er am 27. Februar 1611, das genaue Datum ist umstritten, ein bis dahin ungeklärtes Phänomen am Himmel, die Sonnenflecken. Da er keinen Filter benutzte, schädigte er seine Augen dabei beträchtlich.

Der junge Fabricius war jedoch nicht der erste Entdecker der Flecken. Im alten China hielt man sie für hochfliegende Vögel, später auch für Planeten. Der Engländer Thomas Harriot beobachtete das Naturereignis bereits im November 1610, der Ingolstädter Christoph Scheiner, Professor am dortigen Jesuitenkolleg, am 24. Februar 1611. Galileo Galilei will sie nach eigenem Bekunden im Juli oder August 1610 registriert haben. Diese Informationen standen Johannes Fabricius jedoch nicht zur Verfügung, und so ist ihm zumindest das Verdienst anzurechnen, als erster über die Sonnenflecken publiziert zu haben. 1611, rechtzeitig zur Herbstmesse, erschien in Wittenberg sein 29 Seiten starkes Bändchen mit dem Titel „De Maculis in Sole observatis et apparente earum com Sole conversine, Narratio“. Die kleine Schrift wurde erst 1723 entsprechend gewürdigt, als man sie zufälligerweise neu entdeckte und für ein breiteres Publikum veröffentlichte.

David Fabricius nahm an den Forschungen seines Sohnes regen Anteil. Beide stellten fest, daß die Flecken auf der Sonne von Osten nach Westen wanderten, woraus sie auf die Rotation der Sonne um ihre eigene Achse schlossen. Später entwickelten sie einen Augenschutz, indem sie nach dem Prinzip einer Lochkamera das Sonnenbild in einem verdunkelten Zimmer durch eine Enge Öffnung auf einen Bogen Papier fallen ließen. Der Zusammenarbeit von Vater und Sohn wurde 1616 ein jähes Ende gesetzt, als Johannes im Alter von noch nicht einmal dreißig Jahren an der Pest erkrankte und starb.

Der Vater setzte danach, vielleicht aus einem Gefühl der Trauer heraus, die Arbeit an den Sonnenflecken nicht mehr fort. Er verfaßte Kalender und astrologische Jahresvoraussagen, die sein nicht gerade üppiges Einkommen etwas aufstockten. Als er am 7. Mai 1617, etwa ein Jahr nach dem Tode seines Sohnes, ein Tageshoroskop anfertigte, warnte ihn dieses vor größeren Unternehmungen. Da er einen Spaziergang für ungefährlich hielt, machte er sich auf den Weg in ein nahe gelegenes Torfgebiet. Dort begegnete er einem Bauern seiner Gemeinde, den er am Sonntag zuvor während seiner Predigt in der Kirche als Dieb beschuldigt hatte. Beide gerieten darüber so sehr in Streit, daß der Bauer Fabricius schließlich mit seinem Spaten erschlug.

Wer heute Osteel besucht, findet an der Kirche einen Inschriftenstein, der an diesen Vorfall erinnert. Die Gemeinde stiftete ihren beiden Söhnen außerdem ein Denkmal auf dem Friedhof. Es stellt „Urania“ dar, die Muse der Sternkunde. In der rechten Hand hält sie ein Fernrohr, in der linken eine Tafel mit der Sonnenscheibe und ihren Flecken.

**Literatur:** Folkerts, Menso, Fabricius, David, in: *Biographisches Lexikon für Ostfriesland*, zweiter Band, hrsg. I.A. der Ostfriesischen Landschaft von Martin Fielke, Aurich 1997, S. 106-114

Ders., Fabricius, Johann, in: ebd., S. 114-116

Hamel, Jürgen, *Geschichte der Astronomie. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Basel, Boston, Berlin 1998

Herrmann, Joachim, *Das große Lexikon der Astronomie*, Gütersloh 1996

Mitchell, W. M., *The history of the discovery of solar spots*, in: *Popular Astronomy* 24, 1916

Nentwig, Heinrich, *Die Physik an der Universität Helmstedt*, Wolfenbüttel 1891

**Abbildungen:** Kartenspiel mit astronomischen Darstellungen. Georg Philipp Harsdörffer, um 1650/1719.

Kreis- und Universitätsmuseum Helmstedt. Foto: Peter Sierigk

Detail des Kartenspiels: Im Sternbild „Serpentarius, der Schlangenmann“ entdeckte David Fabricius eine Supernova.





# Geheimnisse einer Ruine

*Die Harzburg war einst von zentraler  
Bedeutung für die Reichsgeschichte*



Wanderer, die vor den Mauerresten eine kurze Rast einlegen, wissen nicht immer, an welchem geschichtsträchtigen Ort sie sich befinden. Gerd Biegel, der Direktor des Braunschweigischen Landesmuseums, gelangt zu der Einschätzung: „Die Harzburg mit ihren Nebenanlagen gehört zu den bedeutenden historischen und archäologischen Denkmälern unseres Gebietes. Ereignisse von höchster politischer Bedeutung für die Reichsgeschichte mit Auswirkungen auf ganz Europa haben sich hier abgespielt.“

Der Salierkönig Heinrich IV. konnte von der Harzburg aus, unter glücklichen und kuriosen Umständen, 1075 den großen Sachsenaufstand abweisen. Friedrich I. Barbarossa ließ die Burg in seinem Kampf gegen den Sachsenherzog Heinrich den Löwen 1180 wieder herrichten. Schließlich agierte auf der Burg der glücklose Welfe Otto IV., des Löwen Sohn, und verstarb hier auch 1218.

Auch die Geschichte zur Erforschung der Harzburg, nachdem sie seit ihrem Abriss 1651 zunächst in Vergessenheit geraten war, ist spannend. Die Ausgrabungsergebnisse sind bis heute nicht vollständig. Das Braunschweigische Landesmuseum, inzwischen Verwalter der Funde, ist hier um Abhilfe bemüht. Wolf-Dieter Steinmetz, der Leiter der Abteilung für Ur- und Frühgeschichte, veröffentlichte jetzt ein Buch, in dem die jüngsten Forschungsergebnisse anschaulich dargestellt werden. Die inzwischen zusammengetragenen Erkenntnisse sind beeindruckend.

Wolf-Dieter Steinmetz schildert die Geschichte der Burg und geht besonders auf die zahlreichen Grabungsfunde, etwa Speer- und Pfeilspitzen oder Gürtel-

schnallen, ein, deren Bedeutung er sehr anschaulich erläutert. Aber das Buch, mit zahlreichen Bildern und Zeichnungen versehen, macht noch etwas anderes deutlich: Der Harz war einmal, wenn auch nur für kurze Zeit, der Brennpunkt europäischer Geschichte. Hier wurden für einige Jahre die Reichsinsignien, Krone, Zepter und Schwert aufbewahrt. Die Burg war stark umkämpft und wurde im 11. Jahrhundert zerstört und 1651 endgültig abgerissen. Teile der heutigen Ringmauer wurden erst zwischen 1903 und 1906 durch den Harzer Altertumsverein unter Forstrat Robert Nehring wieder errichtet. Dank der archäologischen Grabungen seit Beginn des 20. Jahrhunderts wissen Historiker heute wieder relativ viel über die alte Burganlage, auch wenn, wie Biegel schreibt: „Nicht alle Fragen zufriedenstellend be-

antwortet sind“. Ein Buch, das man mitnehmen kann, wenn man im Sommer von Bad Harzburg aus auf den Burgberg wandert.

**Abbildung oben:**

*Erste bildliche Darstellung der Harzburg auf der Harzkarte von 1543.*

**Abbildung unten:**

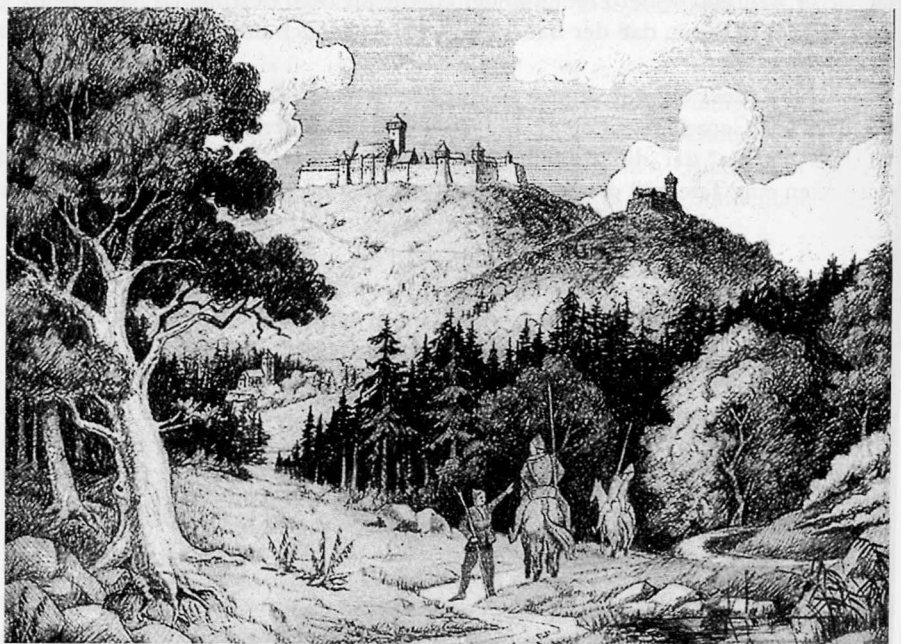
*Rekonstruktionszeichnung der Harzburgen und der Wüstung Schulenrode „um 1070“ von Karl Berthold Fischer, 1922.*

**Das Buch:**

*Wolf Dieter Steinmetz*

*Geschichte und Archäologie der Harzburg unter Saliern, Staufern und Welfen 1065 bis 1254.*

*Herausgegeben vom Harzklub Bad Harzburg und dem Braunschweigischen Landesmuseum*



# Veranstaltungskalender

Braunschweiger Landesverein für Heimatschutz e.V.



## Vorträge

Donnerstag, 10. Oktober 2002, 19.00 Uhr  
**„Vom Leben in Mitten der Natur:  
Schloß und Park Richmond in Braun-  
schweig“**

Vortragender: Dr. Peter Bessin

Donnerstag, 14. November 2002, 19.00 Uhr  
**„Burgen der älteren Eisenzeit in  
Niedersachsen – neue Perspektiven aus  
dem Land Braunschweig“**

Vortragender: Immo Heeske

Donnerstag, 9. Januar 2003, 19.00 Uhr  
**„Stadtname Braunschweig – die  
Siedlungsanfänge in der Altewiek“**

Vortragender: Prof. Dr. Wolfgang Meibeyer

Donnerstag, 13. Februar 2003, 19.00 Uhr  
**„Braunschweig in der Biedermeierzeit“**  
Vortragende: Britta Edelmann, M.A.

Donnerstag, 13. März 2003, 19.00 Uhr  
**„Kulturhauptstadt Braunschweig im  
Jahre 2010“**

Vortragender: Ltd. Museumsdirektor Gerd  
Biegel, M.A.

**Im Anschluß daran findet die Jahreshaupt-  
versammlung statt.**

*Die oben genannten Vorträge finden im  
Braunschweigischen Landesmuseum,  
Burgplatz 1, 38100 Braunschweig, statt.*

## Spaziergänge und Besichtigungen

Donnerstag, 18. April 2002, 15.30 Uhr  
**„Führung durch die alte Marktkirche St.  
Martini zu Braunschweig und über den  
Altstadtmarkt und den Eiermarkt“**

Vortragende: Britta Edelmann, M.A.  
*Treffpunkt: Eingang Martinikirche, An der  
Martinikirche, 38100 Braunschweig*

Donnerstag, 23. Mai 2002, 15.00 Uhr  
**„Führung über den St. Magni-Friedhof  
Braunschweig, insbesondere die  
Grabanlage der Familien Campe,  
Vieweg und Westermann“**

Vortragender: Ltd. Museumsdirektor Gerd  
Biegel, M.A.  
*Treffpunkt: Eingang Ottmerstraße,  
38100 Braunschweig*

Donnerstag, 20. Juni 2002, 16.00 Uhr  
**„Führung durch das Arboretum in  
Braunschweig-Riddagshausen“**

Vortragender: Ltd. Bibliotheksdirektor  
Prof. Dr. Dietmar Brandes

*Treffpunkt: Braunschweig-Riddagshausen,  
Eingang bei den Hirschen gegenüber dem  
Landgasthaus „Grüner Jäger“, Ebertallee,  
38104 Braunschweig*

Donnerstag, 11. Juli 2002, 16.00 Uhr  
**„Führung durch Schloß und  
Schloßpark Richmond zu Braun-  
schweig“**

Vortragender: Dr. Peter Bessin

*Treffpunkt: Eingang Schloß Richmond,  
Wolfenbütteler Straße, 38124 Braunschweig.  
Straßenbahnlinien 4 und 8, Haltestelle  
Richmondweg*

Donnerstag, 22. August 2002, 15.00 Uhr  
**„Besichtigung des Wasserwerkes  
Bienroder Weg“**

Vortragender: Ulf Schmidt

*Treffpunkt: Wasserwerk Bienroder Weg, 38106  
Braunschweig, Straßenbahnlinie 2 und 6  
Richtung Siegfriedviertel, Haltestelle Siegfried-  
straße und Buslinien 416 und 436, Richtung  
Kralenriede, Haltestelle Nordbad. Das Wasser-  
werk befindet sich westlich des Bienroder Weges  
ca. auf der Mitte zwischen den oben genannten  
Haltestellen. Anmeldung bei Harald Schraepler,  
Buchfinkweg 20, 38122 Braunschweig, Tel. und  
Fax 0531/872658, erwünscht*

Donnerstag, 12. September 2002, 15.00 Uhr  
**„Unbekanntes Wolfenbüttel – Innenräu-  
me Wolfenbütteler Hofbeamtenhäuser  
und des Rathauses“**

Vortragender: Museumsdirektor Dr. Hans-  
Henning Grote

*Treffpunkt: Stadtmarkt Wolfenbüttel, 38300  
Wolfenbüttel. Buslinie 420 ab Braunschweig –  
Rathaus um 14.30 Uhr*

Montag, 2. Dezember 2002, 16.00 Uhr  
**„Vorweihnachtliche Stunde“** in der  
Johanniskirche Wolfenbüttel,  
Glockengasse 2, 38304 Wolfenbüttel,  
Pastor v. Tomaszewski  
*Anschließend gemütliches Zusammensein in  
einem naheliegenden Café. Buslinie 420 ab  
Rathaus Braunschweig, umsteigen am Korn-  
markt Wolfenbüttel in die Buslinie 797. Der  
gültige Fahrplan wird zu entsprechender Zeit  
bekannt gegeben. Anmeldung wird bei Harald  
Schraepler, Buchfinkweg 20, 38122 Braun-  
schweig, Tel. und Fax 0531/872658, erbeten.*

## Exkursionen

Samstag, 27. April 2002

**„Auf den Spuren der Universität  
Helmstedt. Besichtigung des Juleums –  
Aula und Bibliothek – und zweistündi-  
ger Stadtrundgang“**

Führung: Frau Marita Sterly, M.A.

*Anmeldung bei Elke Frobese, Stauffenbergstraße  
2a, 38116 Braunschweig, Tel. 0531/514861,  
Fax 0531/5161190*

Samstag, 15. Juni 2002

**„Fahrt zum Schloß Hämelschenburg  
und nach Bad Pyrmont“**

Leitung: Harald Schraepler

*Anmeldung bei Harald Schraepler, Buchfinkweg  
20, 38122 Braunschweig, Tel. und Fax 0531/  
872658*

Samstag, 21. September 2002

**„Fahrt nach Wolfsburg – Besichtigung  
der Ausstellung 700 Jahre Schloß  
Wolfsburg und der St. Annenkirche“**

Führung: Peter Steckhahn, M.A.

*Anmeldung bei Elke Frobese, Stauffenbergstraße  
2a, 38116 Braunschweig, Tel. 0531/514861,  
Fax 0531/5161190*

Samstag, 19. Oktober 2002

**„Fahrt nach Steinhorst und Bakel, Kreis  
Gifhorn“**

Leitung: Harald Schraepler

*Anmeldung bei Harald Schraepler, Buchfinkweg  
20, 38122 Braunschweig, Tel. und Fax 0531/  
872658*

*Änderungen und Ergänzungen vorbehalten!*

## Braunschweigischer Landes- verein für Heimatschutz e.V.

**1. Vorsitzender:** Harald Schraepler,  
Buchfinkweg 20, 38122 Braunschweig,  
Tel. und Fax 0531/872658

**Mitgliedsbeitrag** pro Jahr 20,- EUR  
Schüler und Studenten auf Anfrage

### Bankverbindung:

Nord/LB Braunschweig,  
BLZ 250 500 00, Konto 111 690  
Postbank Hannover,  
BLZ 250 100 30, Konto 440 65-308



# „Wenn der Topf zerkracht – der Töpfer lacht“

## Sonderausstellung im Museumsdorf Hösseringen

Fotos von Klaus Herrmann



Die Ausstellung im Museumsdorf Hösseringen ist noch bis zum 31. Oktober 2003 zu sehen.

**Museumsdorf Hösseringen –  
Landschaftsmuseum Lüneburger  
Heide e.V.**

Am Landtagsplatz  
29556 Suderburg-Hösseringen  
Landkreis Uelzen  
Telefon 05826/1774  
Fax 05826/8392  
museumsdorf-hoesseringen@freenet.de  
www.museumsdorf-hoesseringen.de

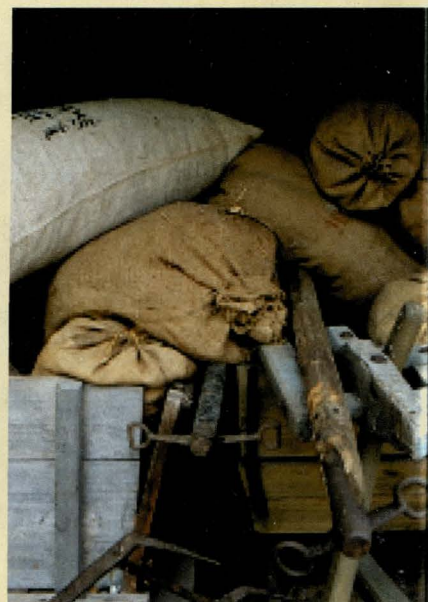
### Öffnungszeiten

15. März – 31. Oktober  
10.30 – 17.30 Uhr, montags geschlossen

### Eintritt

Erwachsene 4 EUR  
Kinder (6-16 Jahre) 1 EUR

Eine Sonderausstellung über den Ge- und Verbrauch von Keramik im Haushalt in der Zeit von 1800 bis 1900 zeigt das Museumsdorf Hösseringen ab dem 17. März 2002. Die Exposition ist Bestandteil der Maßnahme „Ton, Steine, Scherben“ in der Lüneburger Heide, einer touristischen Gemeinschaftsaktion kultureller Einrichtungen. Anhand der etwa 300 Exponate aus den reichen Sammlungsbeständen des erst 1975 gegründeten Museums, komplettiert durch zeitgenössische Abbildungen und Einrichtungsgegenstände, soll den Besuchern ein anschauliches Bild der Alltagskultur des 19. Jahrhunderts vermittelt werden. Zu dieser Zeit vollzog sich ein tiefgreifender Wandel in der Herstellung von Gebrauchskeramik, der sich auch in den Haushalten nachvollziehen lässt. Die mit der Industrialisierung einsetzenden neuen Methoden brachten neue, moderne Erzeugnisse auf den Markt: Fabrikwaren aus emailliertem Blech, Gusseisen und Porzellan, die die ehemals handwerklich hergestellten Töpfe aus Irdenware nach und nach verdrängten. Spätestens mit dem „Bleigesetz“ von 1887, einer Verordnung zur Reduzierung der bleihaltigen Substanzen, die insbesondere bei der Glasur verwendet wurden, mussten viele kleine Töpfereien aufgeben. Andere stellten sich auf die Fertigung von Kachelöfen um – wie beispielsweise die Firma Stelzer in Uelzen. Welchen Stellenwert Tonwaren noch vor gut 150 Jahren in den Haushalten einnahmen, zeigt auch ein zwischen 1862 und 1905 verbreiteter Brauch: stand eine Hochzeit ins Haus, so schenkten Verwandte und Freunde der Braut bemalte Teller und Schalen aus Irdenware, die mit Namen, Ort und Hochzeitsjahr beschriftet waren.







# Braunschweigische Heimat

Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e.V.

88. Jahrgang, Ausgabe 2/2002



## Aus dem Inhalt:

Mädchenjahre 1938-1947, Rückblick einer ehem.  
Schülerin der 1. Oberschule Kleine Burg

Die Geschichte des Braunschweiger

Grabfunde der Kaiserzeit im Peiner Land

UB Braunschweig

GG 2177



Als Dr. Friedrich-Wilhelm Schönermarck 1824 als Pfarrer in Wendeburg, Landkreis Peine, eingesetzt wurde, kam er nur unter der Voraussetzung, dass ihm die Gemeinde eine zweckentsprechende und würdige Unterkunft neu errichtet. Das bisherige Pfarrhaus gegenüber der Kirche war in einem schlechten baulichen Zustand und es bot auch zu wenig Platz für die große Familie des neuen Pfarrers. Vor 175 Jahren wurden das neue Pfarrhaus mit einem Stallgebäude und der Pfarrscheune erbaut.  
*Rolf Ahlers, „Das Pfarrhaus in Wendeburg“, Verlag Uwe Krebs, ISBN 3-932030-20-6, EUR 2,60*



# Abbildungen Titelseite

**oben:** Porzellantasse mit dem Wolfsburger Schloss (S. 32).

**mitte:** Tüpfelsumpfhuhn an den Schöppenstedter Teichen (S. 25).

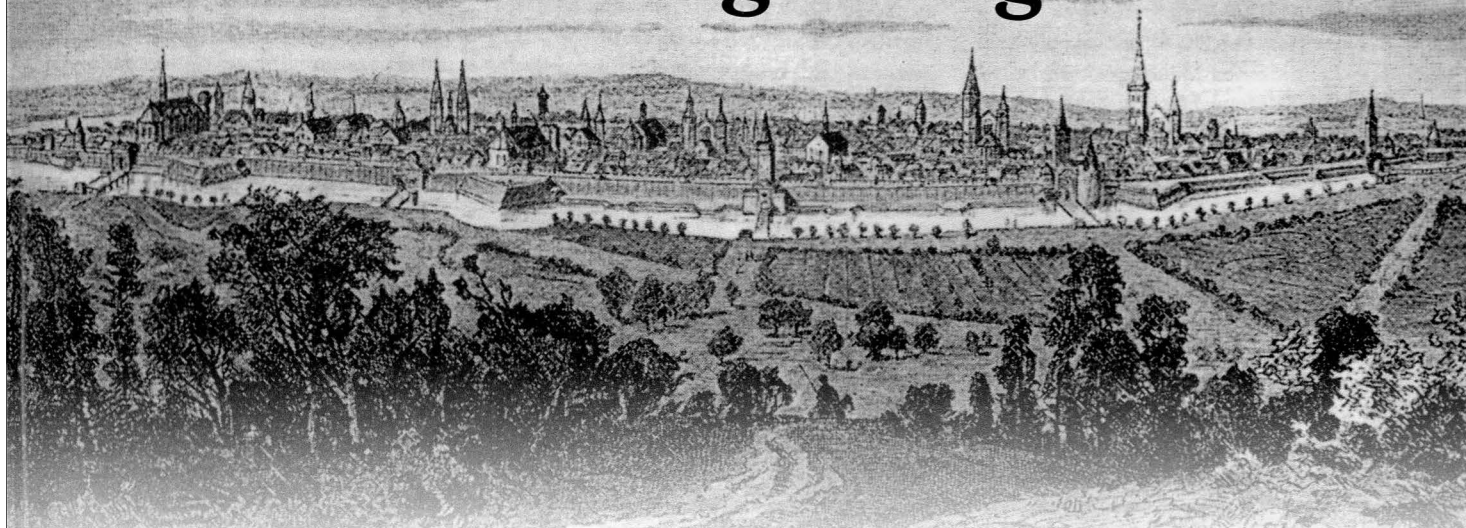
**unten links:** Rogenstein (S. 3).

**unten rechts:** Urne aus Meerdorf (S. 12).

3	<b>Der Braunschweiger Nußberg und seine Umgebung</b> <i>Von Burchardt Warnecke</i>	Ein geschichtliches Kleinod am Rande einer Großstadt
7	<b>Braunschweigs schwärzeste Stunden</b> <i>Von Günter K.P. Starke</i>	Die Nacht vom 14.–15. Oktober 1944
8	<b>Die Wasserralle</b> <i>Von Rolf Jürgens</i>	Brutvogel im Wasservogelreservat Schöppenstedter Teiche
9	<b>Wilhelms Denkmal und die Metallreserve</b> <i>Von Prof. Bernhard Kiekenap</i>	Das Denkmal des Herzogs Wilhelm auf dem Ruhfäutchenplatz
12	<b>Grabfunde der Kaiser- und Völkerwanderungszeit im Peiner Land</b> <i>Von Thomas Budde M.A.</i>	Ein Stück Friedhofsgeschichte
18	<b>„Meine Hand berührte die Bibel Karls des Großen“</b> <i>Von Klaus Herrmann</i>	Der Prozess um die in Nürnberg versteckten Reichsinsignien, 1945
20	<b>Gottfried August Bürger – ein Dichterleben in Niedersachsen</b> <i>Von Gerd Biegel M.A.</i>	Der Dichter der „Lenore“ starb einsam
24	<b>Mädchenjahre</b> <i>Von Waltraud Birkholz</i>	Rückblicke 1938 – 1947 einer Schülerin der 1. Oberschule Kleine Burg
25	<b>Das Tüpfelsumpfhuhn ist sehr selten im Wasservogelreservat zu beobachten</b> <i>Von Rolf Jürgens</i>	Die Vögel im Wasservogelreservat Schöppenstedter Teiche
26	<b>Fachwerk und Zimmermannszeichen</b> <i>Von Rolf Ahlers</i>	Fachwerk am Beispiel des Bortfelder Bauernhausmuseum
28	<b>In das Große Moor ist Leben zurückgekehrt</b> <i>Von Klaus Herrmann</i>	Streuobstwiese und Moorlehrpfad in Westerbeck

Rubriken	
Impressum	31
Neue Bücher	6, 7, 10, 30
Termine	30, 31
Ausflugstip	32

# Der Braunschweiger Nußberg und seine Umgebung



**Abb. oben:**  
Blick vom Nußberg auf  
die Wallanlagen der  
Stadt Braunschweig.  
Federzeichnung aus dem  
Jahre 1671.

Ein Landschaftsschutzgebiet ganz nahe am Kerngebiet einer Großstadt ist schon außergewöhnlich. Es ist ein Kleinod mit einer tausendjährigen vielfältigen Geschichte. Nach neuem Sprachgebrauch „ein Highlight“. Es gibt nur wenige Braunschweiger, die nicht schon einmal auf dem Nußberg waren, der liebevoll auch „unser Nussi“ genannt wird. Viele Bürger aus dem nahen „östlichen Ringgebiet“ wandern täglich durch diese Landschaft. Die Höhen und Schluchten des Berges selbst, der Prinz-Albrecht-Park, und das große Franzsche Feld laden dazu ein. Dabei hat der Berg nur eine bescheidene Höhe von 93 Metern. Seine Ausdehnung hält sich auch in Grenzen. Er hat eine Länge von ca. 900 und eine Breite von ca. 200 Metern. Seinen Namen hat er nicht etwa von Nussbäumen, sondern von einem Steinbruchunternehmer im Mittelalter namens „Nottberg“.

Von hier aus hat man einen herrlichen Blick. Dieser ist besonders imposant in den Abendstunden mit der Silhouette der Stadt mit ihren vielen Türmen, vor allem der Kirchen aus dem Mittelalter. Wer weiß schon, dass die Mauern dieser Kirchen sowie auch andere mittelalterliche Gebäude wie z. B. das Altstadtrathaus und das danebenstehende Autorhaus sowie viele alte Mauern, und das Kloster Riddagshausen aus einem Gestein von diesem Nußberg stammen? Auch die früheren Festungsanlagen der Stadt waren daraus erbaut. Und sogar Kanonenkugeln wurden daraus gefertigt. Diese sind heute noch im Städtischen Museum zu bestaunen.

Was ist das für ein Gestein, das 800 Jahre lang in den Nußberg-Steinbrüchen bis vor ca. 300 Jahren abgebaut wurde? Ein sehr fester Werkstein, der im Volksmund Rogenstein genannt wird. Die geolog. Bezeichnung ist Oolith. Von den ehemaligen Stein-

brüchen ist im nördlichen Teil nur eine zerklüftete, inzwischen aber bewaldete Landschaft, und im südlichen Teil eine riesige Schlucht zurückgeblieben. Hierüber wird noch berichtet.

Doch was ist das für ein kostbares Gestein, dieser Oolith? Rogenstein sagten unsere „Altvorderen“, weil er wie Fischrogen aussieht. Teils ist er kalkfarbig, teils braunrötlich. Vor ca. 220 Mill. Jahren in der Periode des sog. Unteren Buntsandsteines sind in einem ersten Prozess erst einmal kleine Kügelchen (Ooide) (griech. = Eier) in einer langen Entwicklungszeit ca. 1.500 Meter unter unserer jetzigen Erdoberfläche in einem stark bewegten salzhaltigen Binnenmeer entstanden, indem sich um einen Mittelpunkt (ein winziges Quarzkörnchen) immer wieder Schichten von Calcium-Carbonat angesetzt hat. Bei den braunrötlichen Kügelchen und auch den später entstandenen Schichten war zudem auch Eisenoxyd im Meerwasser enthalten, der den Ooiden die Farbe gab. Diese Ooide aus dem Nußberg haben eine Größe zwischen 0,2 und 7,0 mm Durchmesser.

Später sind dann diese Kügelchen mit verschiedenen Stoffen wie z. B. Tonen überflutet, und durch Hinzukommen von Kieselsäure, und sehr großem Druck von oben (1.500 Meter Masse) zum Gestein verhärtet und verpresst worden. Vor 150 Mill. Jahren begann durch große horizontale und vertikale Pressungen ein Salzaufstieg, die sog. Salztektonik, bei der in den Randzonen verschiedene Schichten von Gesteinen, so auch Rogenstein mit nach oben an die Erdoberfläche befördert wurden. So entstand auch der Nußberg. Dieser Vorgang hat ca. 150 Mill. Jahre gedauert. Auf diese Weise sind viele Erhebungen in unserer Heimat entstanden. Hierzu sei noch erwähnt, dass der Salzaufstieg hervorgerufen

## Text und Fotos

Burchardt Warnecke

Der Autor veranstaltet  
im Sommerhalbjahr  
Exkursionen durch das  
Gebiet des Nußberges,  
Telefon 0531 / 338201.





wurde, weil sich unter unserem Gebiet in einer Tiefe von 2.000 Metern eine Salzschicht mit einer Mächtigkeit von z. T. über 1.000 Metern befindet. Diese entstand in einer Zeit über 40 Mill. Jahren Dauer vor 280 bis 240 Mill. Jahren durch Meeresüberflutungen in der Zeit des Perm und nennt sich Zechsteinzeit.

Die vielen Ortsbezeichnungen in unserer Heimat mit der Vorsilbe „Salz“ wie z. B. Salzgitter oder Salzdahlum stehen in Verbindung mit diesen Salzschichten. Es waren ursprünglich Salzquellen, die dann auch zu Salinen genutzt wurden. In Salzdahlum gab es schon im Jahre 888 eine Saline. Später war es möglich, Salzbergwerke wie z. B. in Beienrode, Thiede, Vienenburg und in der Asse zu errichten und aus den hochliegenden Salzstöcken Salz oder Kali abzubauen.

Rogensteinvorkommen in denen dieser Stein abgebaut wurde, gab es auch an weiteren Stellen in unserer Heimat, wie in Beienrode, der Asse, Thieder-Linden-berg, dem Heeseberg und in den Lichtenbergen bei Osterlinde. Die gefundenen Ooide im Heeseberg sind weltweit die größten mit einem Durchmesser bis zu 13 mm. Im Nußberg wurden die ersten Steine im 10. Jahrhundert abgebaut. Die heute noch sichtbaren Fundamente der

ersten Jakobskapelle sind der Beweis hierfür. Die Steinbrüche waren für die Entwicklung der Stadt sehr wichtig. Wo hatte eine bedeutende Stadt wie Braunschweig einen so nahe gelegenen Steinbruch, um seine Gebäude und später die Festungsanlagen daraus bauen zu können. So waren die Steine kostbar, teuer und eine lukrative Einnahmequelle.

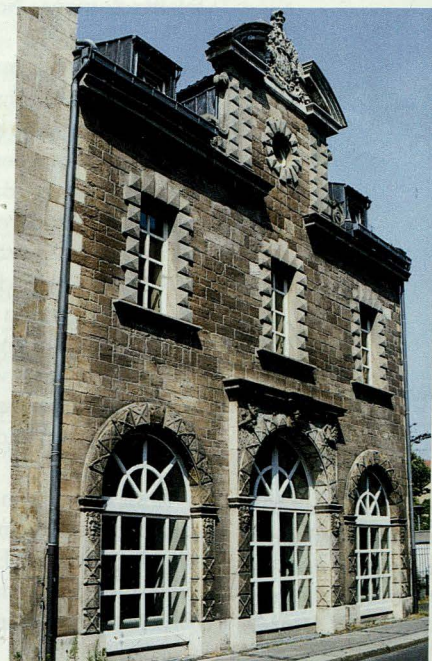
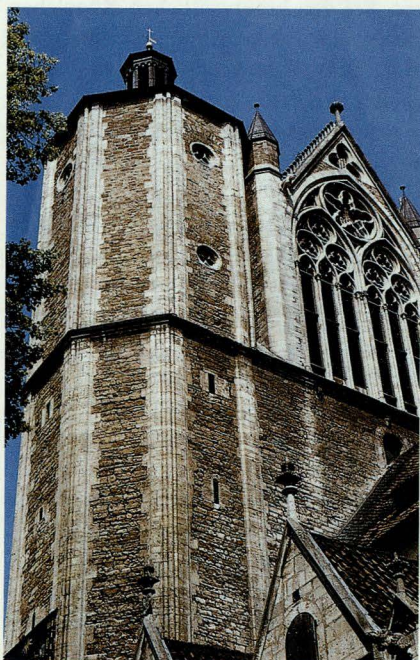
Das Gebiet des Berges gehörte ursprünglich einem „Edlen von Velten“ aus Gliesmarode. Dieser verschenkte es an das Kloster Riddagshausen. Die Stadt Braunschweig hatte aber Abbaurechte erworben. Es gab einen ersten Vertrag von 1279. Über die Rechte gab es zwischen der Stadt und dem Kloster aber einen 200 Jahre langen Streit, der sich bis in das 16. Jahrhundert hinzog.

Der Abtransport der Steine war recht umständlich, denn das Gebiet zwischen dem Berg und der Stadt war damals noch Sumpfgelände. So mussten die Transporte, die noch mit Ochsenkarren stattfanden, erst in östlicher Richtung über das heutige Riddagshausen, dann den Schöppenstedter Turm, und dann weiter in westlicher Richtung über den Boltenberg, der heutigen B 1 (Helmstedter Straße) über das Steintor hinein in die Stadt gefahren werden. Von diesen Steintransporten stammt auch der Name dieses Stadtores. Später wurden durch dieses Tor auch die Kalksteine aus dem Elm in die Stadt gebracht. Der Name dieses Tores ist heute noch bekannt als „Steintor-Wall“.

Die Rogensteine sind vornehmlich für Kirchen und repräsentative Gebäude verwendet worden. Da der Stein relativ spröde ist, wurde er hauptsächlich für die Mauern verarbeitet. Zum Behauen (Steinmetzarbeiten) z. B. für Portale, Fenster und Maßwerke verwendete man meistens den Muschelkalkstein aus dem Elm.

Blickt der Wanderer von „den Höhen des Berges“ gen Westen, so liegt vor ihm das Franzsche Feld, das viele Möglichkeiten von Freizeitaktivitäten bietet. Im Sommer z. B. das Drachenfestival und Seifenkistenrennen, im Winter das fröhliche Treiben auf der bekanntesten Rodelbahn weit

und breit. Dahinter eine Bezirks-sportanlage und dann Parkanlagen (das ehem. Fasanenhölzchen) und das Gebiet des Stadtparkviertels, das auch unter dem Namen „Morgenland“ bekannt ist. Früher konnte man von hier aus auf die Festungsanlagen der Stadt blicken. Dieser freie Blick war notwendig, denn von der Höhe aus hatten die die Stadt belagernden feindlichen Heere, aber auch umgekehrt die Braunschweiger Stadt-Wachen, eine gute Übersicht auf das Kampffeld. Die Stadt wurde sehr oft belagert und bekämpft. Sie verteidigte sich gegen ihre Unabhängigkeit und konnte sich gegen große militärische Übermacht erfolgreich wehren. Interessant ist dabei, dass die Belagerungen auch durch die eigenen Braunschweiger Herzöge stattfanden, die bekanntlich ihre Residenz in Wolfenbüttel hatten. Sie versuchten immer wieder die Stadt einzunehmen. Um die Stadt endgültig zu unterwerfen, auch um sie um ihre Privilegien ihrer Stadtfreiheit zu bringen, belagerte Herzog Rudolf im Jahre 1671 die Festung Braunschweig mit 20.000 Soldaten und 70 Geschützen sowie 9 schweren Mörsern. Die Stadt versuchte sich mit nur 3.000 Soldaten zu verteidigen. Sie war schon vorher finanziell und militärisch geschwächt, und musste sich schließlich auf dem Verhandlungswege den herzoglichen Truppen ergeben.





Eine letzte Belagerung fand 1761 durch französische Truppen statt. Die Befestigungsanlagen wurden, wie auch in anderen Städten, durch die Veränderungen der Kriegstechniken überflüssig. Zudem waren sie auch baufällig geworden. Die Stadt selbst war durch diese Anlagen sehr eingezwängt. So entschloss man sich im Jahre 1802 zur Entfestigung der Anlage, d.h. die Bollwerke und Bastionen sollten „geschleift“ werden, wie man es anderen Orten nannte. Es wurde hierfür eine Wall-Demolierungskommission gebildet.

Es entstanden hierdurch die uns heute bekannten schönen Grünanlagen, Plätze, Parks und Promenaden. Die bekanntesten sind das Gebiet um Löbbeckes Insel, die großen Parkanlagen am Inselwall sowie der repräsentative Löwenwall. Um dieses riesige Vorhaben finanzieren zu können, veräußerte die herzogliche Verwaltung den größten Teil des Geländes beidseitig des ehemaligen Festungsgrabens. Hierdurch war es den wohlhabenden Bürgern möglich, sich in diesem Bereich viele große Villen wie z. B. das Haus „Salve-Hospes“ zu errichten, die auch heute noch vorhanden sind. Der Braunschweiger Herzog soll durch den Verkauf der Grundstücke wohlhabend geworden sein. Die bei den Entfestigungsarbeiten angefallenen kostbaren

Rogensteine wurden offenbar an anderen Stellen wiederverwendet, denn man findet sie an Bauten wieder, die später nach der Ausbeutung des Nußberg-Steinbruches errichtet wurden.

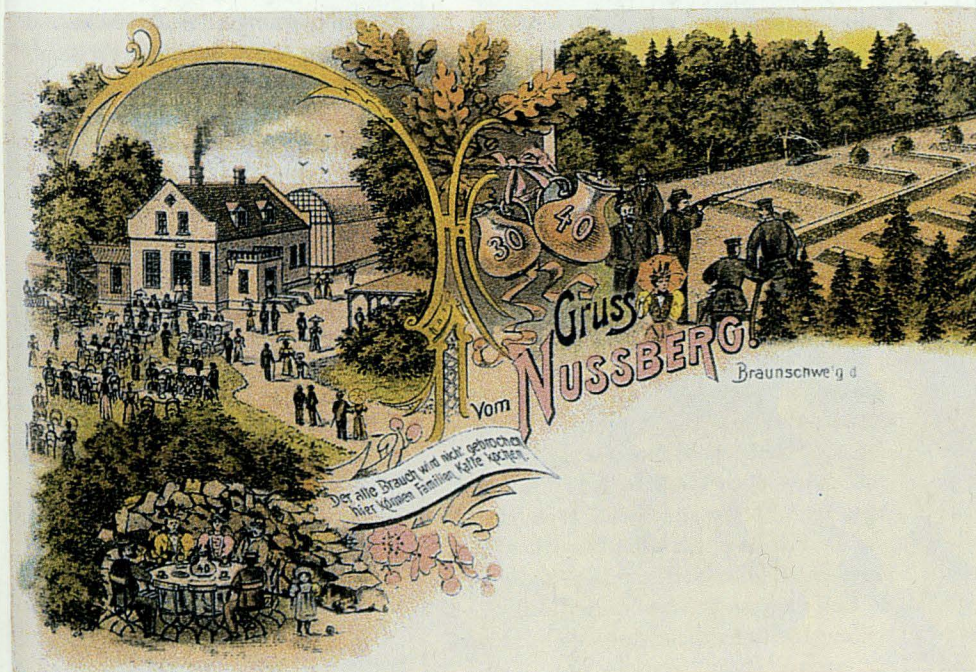
Verwunderlich für eine bedeutende Residenzstadt ist, dass auf einer solchen Anhöhe wie dem Nußberg sich kein Schloss oder Schlösschen befindet. Das ist an anderen Orten fast immer der Fall gewesen. Pläne für solche Bauten hat es jedoch hierfür gegeben. Schon der berühmte „Schwarze Herzog“ Friedrich Wilhelm, der nur zwei Jahre regierte (von 1813 bis 1815), hatte den Wunsch, sich auf dem Nußberg ein Sommerschloss errichten zu lassen. Es sollte mit einer geraden Straßenachse mit dem Schloss am „Grauen Hof“ verbunden werden. Der frühe „Heldentod“ des Herzogs im Jahre 1815 bei Quatrebas (Belgien) vor der Schlacht bei Waterloo, machte diesen Plan zunichte. Nachdem im Jahre 1830 das Residenzschloss am Bohlweg durch Brandstiftung abgebrannt war, wurde Herzog Karl II. zur Flucht gezwungen.

Der neue Herzog Wilhelm beauftragte den damaligen herzoglichen Baukondukteur Peter Josef Krahe, ein neues Schloss außerhalb des ehemaligen Festungsgrabens im östlichen Bereich zu errichten,

von dem aus man einen Blick über die Stadt haben sollte.

Peter Josef Krahe plante dabei ein großes Schloss und einen riesigen Schlosspark bis hinein in das Wabetal. Auf der Nußberghöhe sollte ein Sommerschloss mit entsprechenden Gartenanlagen entstehen. Leider ist aus diesen Planungen nichts geworden. Diese Mammutanlage war für den Herzog wohl eine oder mehrere Nummern zu groß bzw. zu teuer. Danach wurde der Hofbaumeister Carl Theodor Ottmer beauftragt ein neues großes Schloss an der alten Stelle am Bohlweg zu bauen. Somit mussten die Braunschweiger wieder auf eine „Krönung“ des Nußberges verzichten. Wir sind heute froh, dass uns hierdurch die natürliche Landschaft erhalten geblieben ist.

Der Nachfolger von Herzog Wilhelm, der Prinzregent Albrecht von Preußen (Regierungszeit 1885 bis 1906) hatte wohl den Wunsch, sich im Bereich der Riddagshäuser-Teiche eine große Sommerschlossanlage bauen zu lassen. Der Braunschweiger Stadtbaurat Ludwig Winter entwickelte hierfür einen fantastischen Plan. Die Zeichnungen hierfür stehen noch zur Verfügung. Eine breite Straße sollte von der Burg Dankwarderode über den Nußberg und weiter zum



**Abb. oben:**

Grauer Rogenstein, gleichmäßiger Korngröße von der Klostermauer Riddagshausen.

**Abb. unten:**

Postkarte um 1900 mit Darstellung des Nußberg-Restaurant und der Schießplätze.

**Abb. linke Seite:**

(links) Die Türme des Braunschweiger Doms mit sichtbar rötlich-braunen Rogenstein. (rechts) Giebelansicht des Autorhauses in Braunschweig.



Sommerschloss zwischen der Gliesmaroder Straße und dem Teichgebiet führen.

Auf der Mitte dieser geraden Straßenachse, auf der Nußberghöhe, sollte ein großes Kaiser-Wilhelm-Denkmal thronen. Um diese Achse zu ermöglichen, sollte das damals gerade erst 30 Jahre alte Opernhaus abgerissen und an anderer Stelle wieder aufgebaut werden. Ja, Sorgen hatten die Leute damals? Glücklicherweise ist dieser Plan auch nicht verwirklicht worden, weil die Eisenbahnbaupläne für die Bahn nach Gifhorn hierfür störend waren, und auch die Domänenverwaltung des ehemal. Klosters nicht bereit war, das Gelände hierfür zur Verfügung zu stellen.

Der Nußbergbereich blieb weiterhin ein interessantes Gebiet. So pachtete die Herzogliche Militärverwaltung ab 1824 den Westhang, das Franzische Feld, insgesamt ein 83 Morgen großes Areal von der Domänenverwaltung, für einen Truppenübungsplatz. Damals nannte man so etwas Exerzierplatz, abgekürzt Exer. Für die Truppen war es der „Große Exer“. Dieser zog sich bis zur heutigen Georg-Westermann-Allee hin. Die östliche Lage des Exer bot sich an, weil sich alle im 19. Jahrh. in Braunschweig gebauten Kasernen auch im Osten befanden.

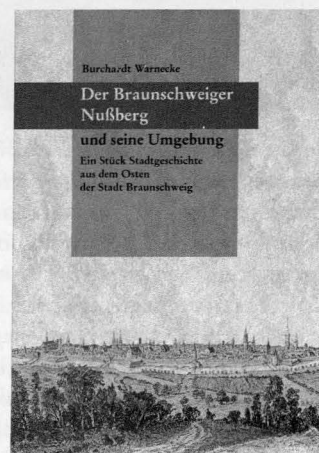
Die südliche Nußbergschlucht, ein Teil des ehemaligen Steinbruches, war ein ungenutztes und wüstes Gelände, in dem sich viel Gesindel herumtrieb. Es war auch ein idealer Tummelplatz für die Jugend, die sich hier mit Räuber- und Soldaten-Spielen austoben konnte. Im Jahre 1837 wurde hierin vom Brigadekommandeur der Herzoglichen Truppen ein Garnisons-Schießplatz angelegt. Es wurden dabei feste Schießstände, Bauten und Anlagen errichtet „die den militärischen Übungen nützlich waren“, wie es sich damals auch schon für solche wichtigen Einrichtungen gehörte. Das Gelände war selbstverständlich auch eingezäunt und abgesperrt. Auch für diese Anlage existiert noch ein Lageplan.

Die Kinder aus der Umgebung versuchten damals in schießfreien Zeiten in die interessante Anlage einzudringen, wie es bei Kindern auch heute noch ist. Obwohl im Laufe der Zeit durch die stärkere Besiedlung im Osten der Stadt die Stadtgrenze dem Schießplatz bedenklich nahe gerückt war, wurde dieser trotz ständigem Drängen der Behörden erst in den

Jahren 1919/20 in die Buchhorst verlegt. Den „Großen Exer“ hatte man schon im Jahre 1887 in die Nähe der Salzdahlumer Straße verlegt. Auf dem 83 Morgen großen Areal entstand mit Ausnahme des Nordteiles, auf Initiative des Prinzregenten Albrecht, ein riesiger Park. Der heutige Prinz-Albrecht-Park oder auch Prinzenpark genannt. Schon der letzte Herzog Wilhelm, der bis 1884 regierte, hatte dieses bereits vor. Es scheiterte immer an dem noch nicht verlegten vorhandenen Exer. Nach verschiedenen, aus Kostengründen verworfenen Plänen, wurden schließlich ab 1897 nach den Entwürfen vom Schloßgärtner Burmester die Anlagen erstellt. Das heutige Franzische Feld wurde dabei ausgenommen. Hier entstanden damals schon auf Wunsch des sehr sportlich eingestellten Regenten diverse Sportanlagen. Dabei wurde am Hang auch eine Rodelbahnanlage gebaut, die zum Teil noch erkennbar ist.

Besonders zu erwähnen ist, dass sich im südwestlichen Teil der Schlucht, in der Nähe der Schießanlage ein stadtbekanntes Lokal befand, das Nußbergrestaurant. Das Lokal war äußerst beliebt, und wurde vornehmlich von der ärmeren Bevölkerungsschicht aufgesucht. Auch weil man sich hier z. B. für 15 Pfennige eine Kanne kochend Wasser kaufen konnte, um sich den eigenen Kaffee selbst aufzubrühen. Viele Geschichten ranken sich um dieses Restaurant, das leider im Jahre 1962 abgerissen wurde.

In der Zeit des Nationalsozialismus haben sich im Nußbergbereich zahlreiche Ereignisse abgespielt und Veränderungen ergeben, die hier aus Platzgründen nur kurz erwähnt werden können. Schon weit vor der Machtergreifung am 18. Oktober 1931, fand auf dem Franzischen-Feld eine Mammutveranstaltung mit 104.000 Menschen statt. Das Gebiet sollte später für Großveranstaltungen für 200.000 Teilnehmer umgestaltet werden usw. Ein 80 Meter hohes „Blutzeugendenkmal“ sollte errichtet werden. In der großen Schlucht wurde 1935 ein riesiges Freilichttheater, Weihestätte und Thingplatz genannt, für 15.000 Menschen errichtet und auch betrieben. Nur wenige Reste sind davon übrig geblieben. Die Braunschweiger Bürger sind heute froh, dass alle die Planungen und Bauten wie z. B. auch eine Befehlsbunkeranlage und große Luftschutzzollen aus dieser Zeit das schöne landschaftliche Bild nicht allzu viel beeinträchtigt haben.



Burchardt Warnecke

## Der Braunschweiger Nußberg und seine Umgebung

In diesem Buch wird berichtet über die Entstehung des Berges sowie die Entstehung des Gesteins – des Rogensteins –, der hier 800 Jahre lang in einem Steinbruch abgebrochen wurde, und mit dem viele Gebäude der Stadt, vor allem aber die Kirchen und die Festungsanlagen gebaut wurden.

Über die Nutzung als Weinberg, als Kampfstellung für die die Stadt angreifenden herzoglichen Truppen und später als herzoglicher Exerzier- und Schießplatz, über herzogliche Schloßplanungen, Aufmärsche und den Bau eines riesigen Freilichttheaters (Thingplatz genannt) in der Zeit des Nationalsozialismus, über die Aufmärsche in der NS-Zeit am Nußberg, über den Bau von Luftschutzzollen und von Führungs- und Beobachtungsbunkern im Zweiten Weltkrieg.

Die 6. erweiterte Auflage wird ergänzt durch neue Abbildungen von seltenen historischen Postkarten vom Nußberg und dem Nußberg-Restaurant.

Appelhans Verlag Braunschweig  
DIN A5, 112 Seiten, zahlreiche Abb.  
ISBN 3-930292-53-X, EUR 8,00



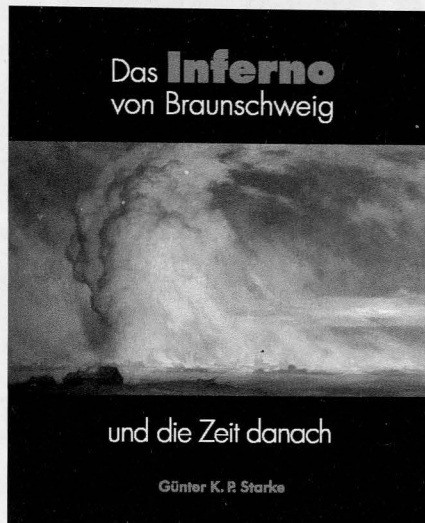
Die Nacht vom 14. zum 15. Oktober 1944

# Braunschweigs schwärzeste Stunden

Die Stadt Braunschweig, die stolze Stadt Heinrichs des Löwen, gehörte nach dem Zweiten Weltkrieg zu den Großstädten, die durch die Luftangriffe der Alliierten in ein einziges Trümmerfeld verwandelt wurden. Der Tag des schwersten Bombardements in der Nacht vom 14. und 15. Oktober 1944 ist als schwärzester Tag in die Geschichte eingegangen. Mehr als 1.000 Bomber, so sagte man (es waren tatsächlich 223), warfen etwa 200.000 Brandbomben, 12.000 Sprengbomben und Luftminen ab und richteten ein Inferno unglaublichen Ausmaßes an. Die Zahl der Menschen, überwiegend Frauen und Kinder sowie ältere Einwohner, die in dem Flammenmeer ihr Leben ließen, wurde damals mit 561 angegeben.

Diesen Opfern gilt seit jener Schreckensnacht in jedem Jahr das Gedenken der Überlebenden, wobei die Toten der übrigen 42 Luftangriffe natürlich eingeschlossen sind. Die Braunschweiger trauern aber auch über die Zerstörungen zahlreicher Kulturschätze, über die Vernichtung vieler steinernen Zeugen der Vergangenheit und historischer Bauten sowie um den Verlust von prachtvollen Fachwerkbauten und gestandenen Bürgerhäusern, die für immer verschwunden sind.

Dieses Buch soll einen Überblick über die Schrecken des wahnwitzigen Krieges vermitteln, aber auch an die bitteren Folgen der Nachkriegsjahre erinnern. Die Urheber dieses „totalen Krieges“, denen das Vertrauen eines ganzen Volkes galt, hatten sich nach dem Chaos zum großen Teil feige aus der Verantwortung gestohlen, sie hatten ein ganzes Volk verraten, das noch



heute mit der Bewältigung seiner Vergangenheit ringt.

Und dieses Volk war es, das unter Qualen und Leid, Hunger, Kälte und Flucht aus den Ruinenstädten wieder eine neues Leben erblühen ließ. Denn das „Wirtschaftswunder“ war kein Wunder, sondern das Zusammenwirken amerikanischer Wirtschaftshilfe mit dem ungebrochenen Arbeitswillen eines besiegten Volkes. Die sich nach dem Krieg zwangsläufig ergebenden Probleme, zu denen in Braunschweig besonders die Wohnungsnot und die genannten Ernährungsschwierigkeiten gehörten, musste jeder für sich lösen. Die unendliche Geschichte der Vertriebenen und Flüchtlinge, die nicht nur ihre Heimat verlassen mussten, sondern auf fremden Straßen unter größten Strapazen, Demütigungen und Entbehrungen – meist ziellos – der Willkür ihrer Umwelt ausgesetzt waren, ist ein Kapitel

in der Historie Braunschweigs, das nicht nur Erwähnung verdient, sondern niemals vergessen werden darf. Die Bürger Braunschweigs, die ihre Häuser, Wohnungen und ihr Hab und Gut durch die Bombenangriffe verloren hatten, und die Vertriebenen sowie Flüchtlinge waren es, die gemeinsam an dem Wiederaufbau der Stadt Heinrichs des Löwen mitgewirkt haben.

Wenn heute die „Traditionsinseln“ an die Historie der Welfen- und Hansestadt erinnern, dann ist das zu begrüßen. Der Altstadtmarkt mit dem Altstadtrathaus, Gewandhaus, Martinikirche und Brunnen sowie Burgplatz, St. Aegidien, St. Magni und St. Michaelis legen beredtes Zeugnis für die Verbundenheit der Bürger zu ihrer Stadt ab. Das gleiche gilt für die Wiedererrichtungen der Kulturstätten sowie die Erweiterung der Stätten der Forschung.

In einer Neuauflage legt K. P. Starke mit diesem Werk ein Stück Zeitgeschichte vor, wie sie die Stadt Heinrichs des Löwen vor und nach dem Zweiten Weltkrieg niemals in ihrer Historie zu verzeichnen hatte. „Das Inferno von Braunschweig – und die Zeit danach“ beschreibt den Untergang der Welfenstadt, das Sterben, das Leid und die Not der Menschen während des Bombenkrieges und in den folgenden Jahren.

*Appelhaus Verlag Braunschweig  
21,7 x 26,8 cm, 184 Seiten, zahlreiche Abb.  
ISBN 3-930292-58-0, EUR 19,80*







*Text und Foto von Rolf Jürgens*

# Die Wasserralle

## *Brutvogel im Wasservogelreservat Schöppenstedter Teiche*

In den Verlandungszonen von Teichen und Altwässern sowie an dicht bewachsenen Gräben und Tümpeln im bruchartigen Gelände führt die Wasserralle ein recht verstecktes und heimliches Leben. Aus diesem Grunde ist sie nur selten zu beobachten. Häufiger ist die Ralle an ihren Rufen festzustellen, die an das Quieken und Grunzen eines Ferkels erinnern.

Erst im Mai entfaltet sich die Vegetation der Wasser- und Schlammflächen im „Wasservogelreservat Schöppenstedter Teiche“ in ihrer ganzen Vielfalt. Schnell werden die Schilf- und Rohrkolbenbestände größer, die Brennnesselstreifen auf dem Damm und dessen Rändern schießen in die Höhe, Rohrglanzgras und Binsenbulten breiten sich rasch aus.

Mit dem Wachsen der Pflanzen geht in der Vogelwelt auch eine rege Nestbautätigkeit einher. Während bei einigen Wasservögeln schon im März die Nest- und Brutstätigkeit beginnt, sind Ende März die vielfältigen Balzrufe der fast unbemerkt angekommenen Wasserrallen zu hören, die sich besonders gut verborgen im Pflanzendickicht aufhalten. Bis in den September hinein sind die quiekenden Rufe der Wasserralle zu vernehmen.

Besonders bemerkenswert sind die Beobachtungsmöglichkeiten der Wasserrallen im Teichgebiet. Vom Beobachtungsstand aus in nur wenigen Metern Entfernung zum Wasser- und Schilfrand ist die Wasserralle aus allernächster Nähe zu beobachten. Sowohl in den Morgenstunden als auch während des Tages und in den Abendstunden ist die Wasserralle zu sehen. Oft beobachtete ich sie, wie sie sich vor dem Schilfrand lang andauernd in der Sonne ausruhte. Bei der Nahrungssuche sah ich sie, wie sie kleine und größere Froschlurche verzehrte. Manchmal vertrieben die Wasserrallen zu nahe kommende Teichrallen und Enten.

Kurz nach der Renaturierung der Teiche im Jahre 1997 war die Wasserralle als Brutvogel mit mindestens zwei Paaren vertreten. Am 17. Juli 1998 kam ein Altvogel mit vier schwarzen, nur wenige Tage alten Jungen aus dem Pflanzendickicht heraus. Der Altvogel fütterte die kleinen Jungen mit kleinsten wirbellosen Tieren. Im Jahre 1999 konnte kein sicherer Brutnachweis erbracht werden, während der gesamten Brutzeit waren allerdings einzelne Altvögel zu sehen und zu hören. In der Brutperiode 2000 wurde immer wieder ein Altvogel mit zwei schon größeren Jungen beobachtet. Dieses alles konnte im Schutze des Beobachtungsstandes erlebt werden, ohne die Rallen zu stören.

Die Wasserralle ernährt sich überwiegend von wirbellosen Tieren, Pflanzen und Sämereien gelegentlich auch von Kleinvögeln. Von März bis Ende September ist sie im Gebiet zu hören. Nur sehr selten habe ich die Wasserralle noch im November und Dezember gesehen.



# Wilhelms Denkmal und die Metallreserve

Text von Prof. Bernhard Kiekenap

Der nationalsozialistische Reichsminister des Innern, Wilhelm Frick (1877 – 1946), hatte mit Verfügung vom 3. Mai 1942 angeordnet, dass zur „Verstärkung unserer Metallreserve“, alle Denkmäler, denen keine besondere historische oder künstlerische Bedeutung beizumessen ist, abgerissen und eingeschmolzen werden sollten. Über „künstlerische oder historische Bedeutung“ entschieden somit letztendlich „Oberinspektoren“, und es kann daher nicht verwundern, dass je nach nationalsozialistischer Einstellung und je nach Bildungsgrad dieser „Abrissbefugten“ rücksichtslos mit unseren Kulturgütern umgegangen worden ist. Ob es nun Denkmäler, Kirchenglocken oder schmiedeeiserne Einfriedigungen waren: Nichts war damals vor dem Zugriff bornierter Nationalso-

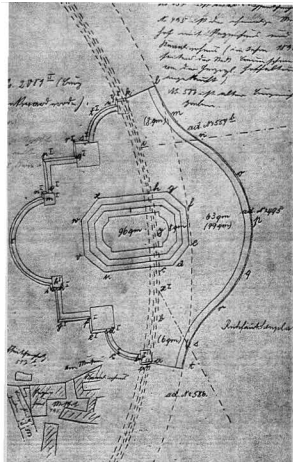
zialisten sicher, die ihren ersehnten Endsieg durch Metallknappheit gefährdet sahen.

Besonders schmerzlich haben Braunschweiger Bürger – damals und vor allem später – empfunden, dass in Befolgung dieser Verfügung das Denkmal des Herzogs Wilhelm auf dem Ruhfäutchenplatz abgerissen worden ist. Wilhelm, zweiter Sohn des Schwarzen Herzogs, galt als Friedensfürst aber auch als kontaktarm sowie menschenfeind, und die meisten Braunschweiger wussten über ihren letzten Herzog, der bereits seit sechzig Jahren tot war, recht wenig, so dass sich der Protest über den Abriss im Kriegsjahr 1943 in Grenzen hielt, zumal andere und größere Sorgen ums Überleben das Denken der Bürger bestimmten.

Immerhin hatte Herzog Wilhelm über fünfzig Jahre in Braunschweig zur Zufriedenheit der meisten Landesbewohner regiert, und der Beschluss, ihm ein Denkmal zu errichten, wurde vom braunschweigischen Landtag bald nach seinem Tode im Jahre 1884 gefasst, verbunden mit der Aufforderung, sogleich eine Denkmalskommission zu bilden, die den Bau des Ehrenmals vorantreiben sollte. „In den Herzen seines Volkes hat sich unser Friedensherzog ein dauerndes Denkmal, fester denn Stein und Erz, gesetzt, welches kein Sturm, kein Zahn der Zeit jemals zu zerstören im Stande sein wird“, verlautbarte die Kommission in einem Aufruf aus dem Jahre 1895 und meinte, es sei eine „heilige Pflicht des Braunschweigischen Volkes“, durch ein Denkmal die Dankbar-







## Anmerkung

### Georg Howaldt

(1802 – 1883),  
Erzgießer und seit 1836  
Lehrer für Modellieren  
am Collegium  
Carolinum; 1863 wurde  
er vom Herzog Wilhelm  
zum Professor ernannt.  
In Zusammenarbeit mit  
anerkannten Bildhauern,  
wie Ernst Rietschel aus  
Dresden, hat er bekannte  
Kunstwerke geschaffen,  
u.a. das Lessingdenkmal  
am Lessingplatz in  
Braunschweig, die  
Quadriga mit Brunonia  
vom Braunschweiger  
Residenzschloss, die  
Reiterstandbilder der  
Herzöge Karl Wilhelm  
Ferdinand und Friedrich  
Wilhelm sowie das  
Gauß-Denkmal. An aus-  
wärtigen Werken sind zu  
nennen: Reiterfigur  
Kaiser Wilhelms am  
Niederwald-Denkmal,  
Denkmäler für Ernst  
Moritz Arndt in Bonn  
und für Ferdinand  
Freiligrath in Stuttgart-  
Bad Cannstatt. Die  
Gräber der Familie  
Howaldt sind auf dem  
Magnifriedhof (bei der  
Braunschweiger Stadt-  
halle) in der Nähe von  
Lessings Grab zu finden.

### Veröffentlichung mit Quellennachweis

Prof. Bernhard Kiekenap  
**Spuren des Löwen**  
Appelhans Verlag  
Braunschweig  
Hardcover, 176 Seiten,  
zahlreiche farbige Abb.,  
ISBN 3-930292-65-3,  
EUR 14,80

keit gegenüber Herzog Wilhelm zum Ausdruck zu bringen. Vertreter aller Volksschichten hatten den Aufruf unterstützt; vom Adel, Graf von der Schulenburg-Hehlen und Freiherr von Münchhausen auf Lauenau, bis zum Zeichner Hugo Brennecke aus der Olfermannstraße oder Buchhalter Wilhelm Behrens aus der Kastanienallee reichte die Liste der Unterzeichner, die nach Sicherstellung der Finanzierung verschiedene Künstler aufforderten, Entwürfe vorzulegen, und im Übrigen in Abstimmung mit dem Ministerium ein Preisgericht einsetzten, das alle weiteren Fragen behandeln und zur Entscheidung vorbereiten sollte.

Bis das Denkmal am 7. Mai 1904 vom Prinzregenten Albrecht von Preußen (1837 – 1906) vor einem feierlich und zahlreich versammelten Publikum enthüllt werden konnte, war noch manche Schwierigkeit zu beseitigen. Vom Standort, über die Feststellungen und Ergebnisse des Preisgerichtes bis hin zur praktischen Ausführung ergaben sich zahlreiche Streitpunkte. Beim Standort des Denkmals wurde von vielen die naheliegende Meinung vertreten, man solle ein weiteres Reiterstandbild vor das Schloss stellen, so dass drei Generationen hier vereinigt gewesen wären und Wilhelm damit dort verewigt würde, wo er fast fünfzig Jahre seines Lebens verbracht hatte. Andere empfahlen mit dem Hinweis, Wilhelm sei schließlich ein begeisterter Förderer des Theaters gewesen, einen Standort in unmittelbarer Nähe des braunschweigischen Musentempels, der oben drein von Carl Wolf (1820 – 1876) gebaut worden war, einem gebürtigen Blankenburger, mit dem Wilhelm wegen der intensiven Zusammenarbeit in Oels besonders vertraut war.

Auch Stadtbaurat Ludwig Winter (1843 – 1930) unterstützte anfangs eine derartige Lösung: Wilhelm, hoch zu Ross vor dem Theater mit Blick auf die Burg, gab jedoch bald einer anderen Lösung den Vorzug, nämlich das Denkmal auf den Ruhfäutchenplatz vor die erneuerte Burg Dankwarderode zu stellen, quasi als Beginn einer Achse, die in östlicher Richtung im Verlauf Dankwardstraße, Steinweg, Kaiser Wilhelm Straße über den Nussberg hinweg bis nach Riddagshausen geplant war. Auch die Denkmalskommission stimmte Winters Plänen zu und stellte ihm anheim, mit der Planung der Fundamente und des Sockels für das Denkmal des Herzogs Wilhelm zu beginnen. Das Preisgericht hatte sich in ähnlicher Weise festgelegt, wie man dem Sitzungsprotokoll entnehmen kann: „Hierauf trat man in die Berathung über den Werth der eingereichten Modellskizzen ein, und wurde für die Beurtheilung aller Entwürfe als maßgebender Grundsatz aufgestellt, dass der für das Denkmal ausgewählte Platz vor der Ostfront der Burg Dankwarderode in der Axe der Dankwardstraße, welcher auch von den auswärtigen Mitgliedern des Preisgerichtes als ein durch-

aus passender und vornehmer bezeichnet wurde, von maßgebenden Einflüsse bei der Wahl eines Entwurfes sein müsse. Das Denkmal soll sich dem durch die Burg gegebenen architektonischen Hintergrund streng unterordnen und werden deshalb alle Entwürfe, welche diesem Gesichtspunkt keine Rechnung tragen, bei der Wahl ausfallen müssen.“

Winter, der Fachrichter im Preisgericht gewesen ist, wird an dieser klaren Aussage nicht unbeteiligt gewesen sein; immerhin ist nicht auszuschließen, dass der Stadtbaurat diesen Standort deswegen vorgeschlagen und so vehement verteidigt hat, weil er Burg und Denkmal als ein Ensemble gesehen hat und damit ein wenig von der erneuerten Burg ablenken wollte, die nach Auffassung einiger Zeitgenossen sehr freizügig und ohne große Rücksichtnahme auf den alten Zustand restauriert worden war.

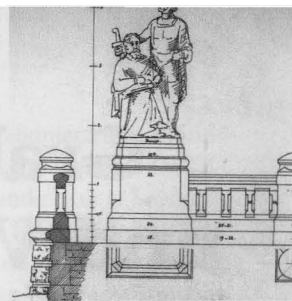
Bei der Sitzung des hervorragend besetzten Preisgerichtes am 4. März 1899 in der Aegidienhalle in Braunschweig wurden die eingereichten Modellskizzen eingehend diskutiert und bald waren nur noch die Entwürfe des Braunschweiger Bildhauers und Professors Carl Friedrich Echtermeier (1845 – 1910) und des vierzigjährigen Berliner Bildhauers Professor Ludwig Manzel in der engeren Wahl. Man beschloss schließlich, „durch Aufstellung einer gemalten Coulissee des Denkmals“ die städtebauliche Wirkung zu verdeutlichen und die beiden Künstler zur Überarbeitung und weiteren Entwicklung ihres Entwurfes aufzufordern, wobei es als „zweckmäßig erachtet wurde, die unter Anlehnung an die jetzigen Modellskizzen zu bearbeitenden neuen Entwürfe im Maßstab 1:5 zu fordern, und für die Figur des Herzogs Wilhelm als Kopfbedeckung die Mütze, als charakteristisch und künstlerisch besser verwertbar, vorzuschreiben. Am 10. Mai 1899 schrieb der Hoftheatermaler August Klippel an den Oberbaurat Lilly, teilte ihm mit, dass die „Denkmal-Coulisse fertig ausgesteift ist“ und bat um weitere Anweisung. Einer Bitte Ludwig Winters, die Coulissee in den unteren Räumen der Burg zu lagern, könne er leider nicht nachkommen, „die Thüren sind zu klein!“ Am 18. Mai 1900 tagte das Preisgericht abermals in der Aegidienhalle und gab nach eingehenden Diskussionen dem Entwurf des Berliner Bildhauers Manzel den Vorzug, der neben dem Reiterstandbild noch einige allegorische Figuren angeordnet hatte, die als Sinnbild für den Gewerbefleiß, für die Landwirtschaft, die Gerechtigkeit und für die Weisheit, angesehen werden sollten. War nun der Auftrag für den Entwurf des Denkmals nach Berlin gegangen, so sollte wenigstens die Herstellung, der Guss des Denkmals, in Braunschweig bei der Erzgießerei und Kupfertreibwerkstatt Howaldt, mittlerweile geleitet von Paul Rinckleben (1841 – 1906), durchgeführt werden. Diese Werkstatt an der Helmstedter Straße in



Höhe der Hochstraße gelegen, hatte fast alle bedeutenden, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Braunschweig errichteten Denkmäler hergestellt und hatte nun mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, die in der Stadt nicht unbekannt geblieben waren und dazu führten, dass die Firma beim Tode Rincklebens Konkurs anmelden musste. Die Problematik der Vergabe von Arbeiten an auswärtige Firmen, bis zum heutigen Tage aktuell, wurde in einem Artikel der „Braunschweigischen Anzeigen“ vom 17. Januar behandelt: „Vorsitzender des Denkmal-Ausschusses ist der Vorsitzende des Herzoglichen Staatsministeriums. Nicht im Widerspruch mit dem Denkmals-Ausschusse, sondern auf Grund ausdrücklichen Beschlusses desselben, ist vom Professor Manzel der Guss der Seitengruppen Berliner Gießereien übertragen. Dem Erzgießer Rinckleben ist eine 'ernsthafte Hoffnung', dass ihm auch der Guss der Seitengruppen übertragen würde, nicht gemacht. Dem Hauptwunsch desselben, das Reiterstandbild zu gießen, hat der Ausschuss in Rücksicht auf die Interessen der heimischen Industrie, insbesondere der Rincklebenschens Werkstatt erfüllt. Der Guss der Seitengruppen ist ihm, einmal wegen der Kürze der Zeit, welche noch bis zu dem für die Fertigstellung des Denkmals in Aussicht genommenen Zeitpunkte zur Verfügung stand, vor Allem aber deswegen nicht übertragen, weil nach den Anordnungen des Bildhauers dabei eine Art der Herstellung des Gusses anzuwenden war, welche in der Rincklebenschens Gießerei bislang nicht geübt worden. Trotzdem zu bestimmen, dass

die Arbeiten der Rincklebenschens Gießerei zu übertragen seien, konnte der Ausschuss, angesichts der ihm gestellten Aufgabe, nicht verantworten.“ Über den Fortgang der Bauarbeiten am Denkmal berichtete am Sonntag, dem 29. November 1903, die gleiche Zeitung: „Die Bauarbeit hat bis jetzt auch im Freien noch nicht zu ruhen brauchen. Und wenn es gestern schien, als ob nun draußen Schicht gemacht werden müsste, so sind heute die Witterungsverhältnisse wieder günstiger für das Bauwesen. Der Unterbau des Sockels zum Herzog-Wilhelm-Denkmal ist in diesem Monate nahezu fertig gestellt worden. Man erkennt bereits die Unterlage der Denkmalsstufen und der Nebengruppen.“

Viele Braunschweiger müssen sich vorhalten lassen, dass sie beim Denkmal Wilhelms wie auch bei seinem Residenzschloss aus unterschiedlichen und heute kaum noch nachvollziehbaren Gründen keinen Sinn für Traditionspflege und Traditionsbewusstsein offenbart haben. Zumindest für Wilhelms Denkmal ist es noch nicht zu spät, Versäumtes nachzuholen, und das Kunstverbrechen der Nationalsozialisten aus dem Jahre 1943 zu heilen, um diesem Fürsten die Ehre zuteil werden zu lassen, die unsere Vorfahren ihm zugedacht hatten und die dieser „Friedensherzog“ auch nach über fünfzigjähriger erfolgreicher Regierungszeit verdient hatte. Wir müssen nur den Wunsch unserer Vorfahren respektieren, es ihnen gleichzutun und eine neue Denkmalskommission gründen. Die Fundamente des Denkmals sind mutmaßlich noch vorhanden.



#### Abbildungen

**Seite 9:** Das Denkmal des Herzogs Wilhelm in Braunschweig, 1943 abgerissen.

**Seite 10:** Grundriss des Denkmals.

**Seite 11, o.:** Detail der Balustrade.

**Seite 11, u.:** Einweihung des Denkmals am 7. Mai 1904.





# Grabfunde der Kaiser- und Völkerwanderungszeit im Peiner Land

Ein Stück Friedhofsgeschichte

Text von Thomas Budde M.A.



Im Zeitraum von 1998 bis 2000 führte der Verfasser beim Landkreis Peine eine systematische Erfassung der archäologischen Bodendenkmale, Fundstellen und Funde durch. Dabei bot sich der reizvolle Aspekt, fortlaufend neue siedlungsgeschichtliche Erkenntnisse zu gewinnen, zumal der bisherige Forschungs- und Publikationsstand schlecht ist, und für diese Region doch andererseits, da im Schnittpunkt der Verbreitungsgebiete verschiedener archäologischer Kulturen liegend, besonders interessante Ergebnisse zu erwarten sind. Eine uralte Kulturgrenze verläuft zwischen dem Nordkreis mit seinen sandig-kiesigen Geestböden und dem durch fruchtbare Braun- und Schwarzerdeböden gekennzeichneten Südkreis. Daneben liegt die Peiner Region im Überschneidungsbereich westlicher Kultureinflüsse aus dem Weser-Leinebergland und östlicher Einflüsse aus dem Okergebiet und nördlichen Harzvorland, das enge Beziehungen zum mitteldeutschen Kulturkreis aufweist.

Im Folgenden soll am Beispiel der Grabfunde aus der römischen Kaiserzeit und Völkerwanderungszeit (1. bis 6. Jh. n. Chr.) gezeigt werden, welche siedlungsgeschichtlichen Aussagemöglichkeiten sich aus der Betrachtung einer einzelnen Fundgattung ergeben können. Es ist

die Zeit der Germanen. Unser Gebiet liegt fernab der spätantiken Kulturzentren jenseits des Rheins inmitten der „Germania libera“, dem freien, d. h. nicht von den Römern besetzten größeren Teil Germaniens. Den römischen Geschichtsschreibern war es offenbar so wenig bekannt, dass nicht einmal der Stammesname der hier siedelnden Bevölkerung überliefert ist. In Frage kämen die von Tacitus erwähnten „Fosen“ – möglicherweise besteht sogar ein Zusammenhang mit dem Flussnamen Fuhse – vielleicht auch die Cherusker beziehungsweise ein östlicher Zweig dieses großen Stammes, der ja maßgeblichen Anteil am entscheidenden Sieg über die Römer in der „Schlacht im Teutoburger Wald“ (9 n. Chr.) hatte. Einen gewissen Einfluss könnten auch die an der unteren Elbe ansässigen Langobarden ausgeübt haben. Wegen der spärlichen Schriftüberlieferung kann unser Wissen über diese Epoche nur durch die Archäologie bereichert werden, wobei den Grabfunden eine besondere Bedeutung zukommt.

Da bereits Studien über das östlich und westlich benachbarte braunschweigische und hannoversche Gebiet vorliegen, war vorher bereits ein Rahmen gegeben, in den die Peiner Funde einzuordnen sind.

Vorherrschend war über den gesamten Zeitraum die Brandbestattung. Der Tote wurde auf dem Scheiterhaufen verbrannt und der Leichenbrand anschließend in Erdgruben beigesetzt, keinesfalls aber immer unter Verwendung einer Urne. Neben Urnengräbern sind als häufigste Varianten zu nennen: Knochenlager (Leichenbrand ohne Urne oder in einem vergangenen Gefäß aus organischem Material), Brandgrubengräber (mit Scheiterhaufenresten einschließlich Leichenbrand verfüllte Grabgrube) und Brandschüttungsgräber

(Urnengrab bzw. Knochenlager in mit Scheiterhaufenresten verfüllter Grabgrube). Der bisherige Wissenstand stellt sich in knapper Form folgendermaßen dar:

## Ältere römische Kaiserzeit (1.-2. Jhdt.)

Die Region liegt im Überschneidungsbereich des rhein-weser-germanischen und elbgermanischen Kulturkreises bzw. „Stammesgebietes“. Archäologische Kulturkreise sind Gebiete mit vergleichbarer Fundhinterlassenschaft, die oft sicher auch auf eine Stammeszusammengehörigkeit, zumindest aber auf enge Handelsbeziehungen schließen läßt. Für diese Zeit sind solche Beziehungen im westgermanischen Raum entlang des Rheins und der Weser und im mittel- bis ostgermanischen Gebiet entlang der Elbe von der Nordsee bis nach Böhmen festzustellen. Im nördlichen Braunschweiger Land sind Urnengräber elbgermanischer Prägung mit charakteristischer verzierter Feinkeramik nachgewiesen. Die Beigabenausstattung beschränkt sich auf mitverbrannte Trachtbestandteile, wie beispielsweise bestimmte Formen von Fibeln (Gewandspangen). Ein Nachweis älterkaiserzeitlicher elbgermanischer Urnengräber langobardischer Prägung mit Beigabe von rituell verbogenen Waffen und Pferdegeschirrtteilen liegt bisher nur für das Gebiet nördlich der Aller vor. Im übrigen braunschweigischen und südlichen hannoverschen Gebiet überwiegt rhein-weser-germanischer Einfluss, der sich vor allem an der Siedlungskeramik festmachen läßt. Da schwer nachweisbare Knochenlager und Brandgrubengräber gegenüber den Urnengräbern bevorzugt wurden, sind rhein-weser-germanische Grabfunde gegenüber den Siedlungsfunden unterreprä-



(2)



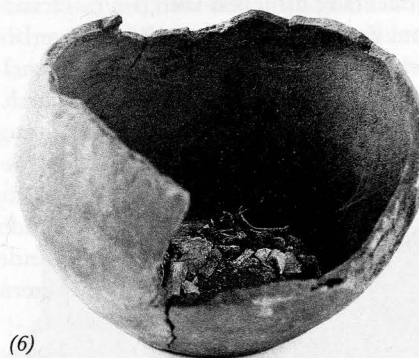
sentiert. Die wenig fruchtbare nordhannoversche Geest- und Moorlandschaft erscheint in der gesamten Kaiserzeit beinahe fundleer. Erst im Weser-Allergebiet ist wieder eine elbgermanisch beeinflusste Besiedlung nachweisbar.

### Jüngere römische Kaiserzeit (3.-4. Jhdt.)

Die in der älteren Kaiserzeit feststellbaren Unterschiede nivellieren sich. Während die Siedlungskeramik in der gesamten Region eher als rhein-weser-germanisch anzusprechen ist, treten nun große Urnenfriedhöfe auf, deren Hauptgefäßform die eher elbgermanisch beeinflusste, häufig verzierte Schalenurne ist. Meist lassen sich sowohl rhein-weser- als auch elbgermanische Einflüsse erkennen. Charakteristisch ist eine ärmliche Beigabenausstattung: Häufig sogenanntes Urnenharz (Räucherharz), als mitverbrannte Beigaben Knochenkammreste, daneben zerschmolzene Trachtbestandteile wie Glas-, Ton- und Bernsteinperlen, Bein- und Armringe, Fibeln und Nadeln. Vereinzelt ist ein Wiederaufkommen der Grabüberhäufung nachweisbar, so im Elm und im Vorholz bei Hildesheim. Bemerkenswert ist das Auftreten der „Braunschweiger Drehscheibenware“, einer auf der schnell rotierenden Töpferscheibe hergestellten, weich gebrannten Feink Keramik, der ersten Drehscheibenkeramik überhaupt in dieser Region, die aber ebenso plötzlich nach etwa drei Jahrhunderten wieder aus dem Fundspektrum verschwindet. Es handelt sich nachweislich um heimische Töpferware, doch ist die fortschrittliche Technologie aus dem spätantik-römisch beeinflussten Thüringer Raum übernommen worden.

### Späte römische Kaiserzeit und Völkerwanderungszeit (spätes 4. und 5. Jhdt.)

Die Tendenz zur Vereinheitlichung setzt sich fort. Ein weites Gebiet von der Leine bis zum Magdeburger Raum und vom Aller-Urstromtal bis zu den Mittelgebirgen ist nun durch Friedhöfe der von W. Nowothnig definierten „Süd-niedersächsischen Brandgräbergruppe“ geprägt. Neben Urnengräbern treten Knochenlager bzw. freiliegende Leichenbrandhäufchen und Brand-



bestattungen in Gefäßunterteilen, Brandgrubengräber mit zerscherbten Gefäßresten und freistehende oder in Leichenbrandlager gesetzte Leergefäße auf. Verzierte Schalenurnen, darunter häufig Gefäße mit gerippter Wandung (Rippen- und Fransengefäße), kommen häufiger vor, treten aber gegenüber den schon in der jüngeren Kaiserzeit vertretenen Kümphen und den nun neu auftretenden napfförmigen Urnen in den Hintergrund, die oft von sehr grober Machart sind. Eine gewisse Verkümmern der Bestattungssitte ist auch in der Zufügung nur eines kleinen Teils des Leichenbrandes und in der nun noch ärmlicheren Beigabenausstattung zu erkennen. Kammfragmente und zerschmolzene Perlen sind oft die einzigen Beigaben. Aufgrund der Grabformen und verwendeten Keramik sind enge Verbindungen zur „Thüringischen Nordharzgruppe“ zu erkennen, doch ist nicht klar, inwiefern das Verbreitungsgebiet der „Süd-niedersächsischen Brandgräbergruppe“ zum Einzugsbereich des gleichzeitig bestehenden Thüringerreichs gehört hat. Das erste gelegentliche Auftreten von Skelettgräbern (Hannover-Letter 5./6. Jhdt.; Beuchte, Ldkr. Goslar 6. Jhdt.) ist ebenfalls auf Einflüsse aus dem thüringischen Raum zurückzuführen.

Wie sind aber nun die Peiner Funde in diesen Zusammenhang einzuordnen? Auffallendstes Ergebnis ist zunächst das Fehlen jeglicher kaiser- und völkerwanderungszeitlicher Grabfunde im Geestgebiet des Nordkreises. Da hier gleichzeitig zahlreiche Urnenfriedhöfe der späten Bronzezeit und vorrömischen Eisenzeit nachgewiesen sind, kann dies kaum auf Zufall beruhen (Abb. 1).

Durch zahlreiche Urnenfunde bekannt ist die im Ostteil des Landkreises, im Bereich eiszeitlicher Endmoränenzüge gelegene Gemarkung Meerdorf. Obwohl das nahezu fundleere Nordkreisgebiet direkt anschließt, sind hier zwei bis drei große kaiser- bis völkerwanderungszeitliche Urnenfriedhöfe nachgewiesen. Im Bereich der „Wolfsgrube“ und „Grandkuhle“ unweit nördlich der alten Ortslage bzw. im jetzigen nördlichen Ortsteil sind bereits im 19. Jhdt. und in der Zeit um 1900 bei Feldarbeiten und bei der Sandentnahme zahlreiche Urnen geborgen worden, vie-



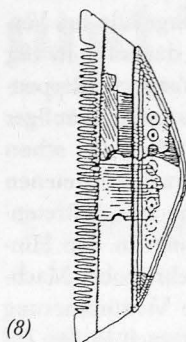
le davon wurden allerdings zerschlagen, andere sind in Privatbesitz gelangt und heute verschollen. Von den sieben Urnen, die schließlich an die Braunschweiger Museen kamen, sind heute nur noch zwei vorhanden (Abb. 2). Die Restlichen gingen bei der Zerstörung des damals jüngst eingeweihten „Hauses der Vorzeit“, das erstmals die archäologischen Schätze des Braunschweiger Landes unter einem Dach beherbergte, im Oktober 1944 bei einem Brandbombenangriff verloren. Wie aus der erhaltenen Fundkartei und der Publikation von G. Thaerigen (1939) hervorgeht, handelte es sich um Fußschalen und Schalenurnen der mittleren bis jüngeren Kaiserzeit (Abb. 2, 6, 7, 11). Die Fußschalen bezeugen rhein-weser-germanischen, die Schalenurnen elbgermanischen Einfluss. Das wohl interessanteste Gefäß, eine etagenartig profilierte Fußschale, gehört glücklicherweise zu den geretteten Stücken (Abb. 10). Sie ist heute Bestandteil der archäologischen Ausstellung des Braunschweigischen Landesmuseums in Wolfenbüttel. Neben einem bronzenen Gürtelbeschlag enthielt sie eine eiserne Kniefibel aus dem späten zweiten Jahrhundert. In einem anderem Grab fand sich eine knöcherne Nadelbüchse – ein Behältnis für feine Schmucknadeln der Haar- und Gewandtracht (Abb. 9). Da Grabfunde dieser Art und Zeitstellung sonst aus dem Kreisgebiet nicht bekannt sind, wäre eine systematische Ausgrabung des Friedhofs sicher lohnend gewesen, doch waren zum Zeitpunkt der Entdeckung archäologische Untersuchungen nach heutiger Methode längst noch nicht üblich.

Kaum besser ist es um die Überlieferung des zweiten Meerdorfer Friedhofs bestellt. Auf dem Nordhang des Mühlenbergs, einer landschaftsprägenden Endmoränenkuppe im südlichen Gemarkungsteil – ein Blickfang für jeden Durchreisenden ist das auf dem Berggipfel stehende alte Bauernhaus –, fanden sich gegen Ende des letzten Jahrhunderts bei der Anlage von Spargelbeeten und einer anschließenden „Ausgrabung“ durch Professor Scheerer, Braunschweig, zahlreiche Ur-

nengräber in Abständen von ein bis zwei Metern. Von diesen Gefäßen sind in den Beständen des Braunschweigischen Landesmuseums heute noch drei vorhanden, ein weiteres ist in der Kartei verzeichnet. Es handelt sich um zwei kumpf- bzw. napfförmige Urnen und zwei kleine topfförmige Schalenurnen. Eines der kumpfförmigen Gefäße ist durch ein Einstichband, eine der Schalenurnen durch zwei umlaufende Schulterrillen verziert. Das letztere Gefäß enthielt ein Stückchen Urnenharz. Aufgrund dieser Funde ist der Friedhof eindeutig zur südniedersächsischen Brandgräbergruppe zu rechnen. Seine genaue Lage ist nicht dokumentiert, das Fundmaterial lediglich mit der Bezeichnung „Auf dem Mühlenberg“ versehen. Die Entdeckung weiterer Urnengräber dieser Zeitstellung – wiederum Kumpfe und Schalenurnen (Rippengefäße) ohne Beigaben – beim Bau der Reichsautobahn 1938 am nördlichen Hangfuß des Mühlenbergs und einer anschließenden Ausgrabung durch A. Tode läßt entweder auf zwei unmittelbar benachbarte oder ein sehr großes zusammengehöriges Gräberfeld auf dem Nordhang des Berges schließen (Abb. 3-5).

Eine Anzahl Meerdorfer Grabfunde schließlich ist im Archiv des Landesmuseums ohne Fundort verzeichnet, darunter als Beigaben Fragmente eines aus drei Plättchen zusammengenieteter Knochenkammes („Dreilagenkamm“) mit eingeschnittener Kreisaugenzier (Abb. 8), einige Glasperlen als Überreste von Perlenketten, ein zusammengesetzter Metallgegenstand und Urnenharzklumpen. Letztere Beigabe findet sich auf kaiserzeitlichen Urnenfriedhöfen nicht eben selten, ist aber im Peiner Gebiet bisher nur aus Meerdorf bekannt. Das aromatische Räucherharz sollte vermutlich dem unangenehmen Geruch des Leichenbrandes entgegenwirken und dürfte bei der Totenverbrennung als Fackelharz verwendet worden sein. Leider sind all diese Grabbeigaben ebenfalls durch die besagten Kriegereignisse von 1944 verlorengegangen, es sei denn, sie befinden sich unter den damals zwar geretteten, aber hoffnungslos durcheinandergeratenen und teilerstörten Fundbeständen, die heute im Braunschweigischen Landesmuseum als „Bombenschadenkomplex“ lagern.

Ein weiterer großer Urnenfriedhof des östlichen Kreisgebiets liegt in unscheinbarem, leicht nach Süden abfallendem Gelände nördlich der Ortschaft Groß Gleidingen auf fruchtbarem Löß. Nachdem schon Altfunde, darunter eine profilierte Schalenurne der jüngeren Kaiserzeit aus Braunschweiger Drehscheibenware, bekannt waren, entdeckte der Heimatforscher H. Heike-Cramm im April 1983 auf einem tiefgepflügten Acker frisch hochgepflügte Urnenscherben mit Leichenbrand. Eine Untersuchung durch die umgehend benach-



(8)



(9)



(10)



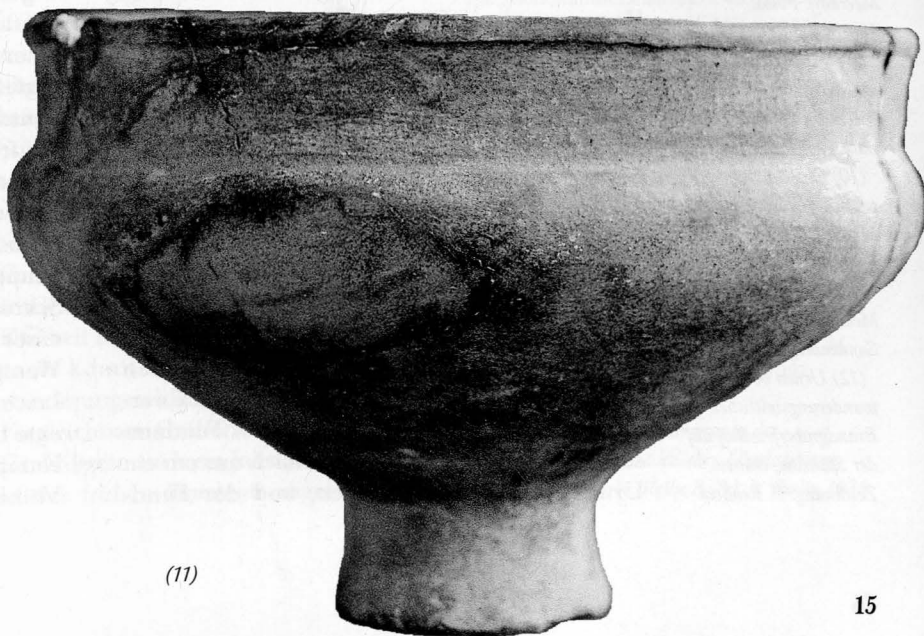
richtigte Bezirksarchäologie Braunschweig (H. Rötting, Grabungsleiter W. Hau) ergab insgesamt 143 Fundstreuungen auf einer Fläche von 80 x 120 m, die jeweils auf zerstörte Urnengräber schließen lassen. Exemplarisch wurden zwei der durch den Pflug angerissenen Gräber ausgegraben. Sie enthielten jeweils formschöne profilierte Schalenurnen nach Art des vorher schon bekannten Drehscheibengefäßes, eines davon mit schräggekerbten und facettierten Wülsten. Weitere emporgepflügte variantenreich verzierte Scherben weisen das Gräberfeld eindeutig als jüngerkaiserzeitlichen „Schalenurnenfriedhof“ aus. Ein darunter befindliches Fragment einer schlichten napfförmigen Urne läßt vermutlich auf eine Fortbelegung des Friedhofs bis in die Völkerwanderungszeit schließen. Genaue Zeitstellung und Gesamterstreckung bleiben vorerst unklar, da bisher keine weiteren Untersuchungen durchgeführt worden sind. Eine chemische Analyse von Scherben der „Braunschweiger Drehscheibenware“, die sich unter den Streufunden fanden, an der TU Braunschweig deutet auf heimische Produktion hin.

Der wohl bekannteste Peiner Urnenfriedhof befindet sich im westlichen Kreisgebiet, im Übergangsbereich von Geest und Lößbörde, auf der „Stüheide“, einem breitgelagerten Südwesthang über einem kleinen Bachtal am Nordrand der Gemarkung Bülden und ist heute wohl fast vollständig durch Kiesabbau zerstört. Nach alten Beschreibungen (J. K. Wächter 1841) sollen sich in dem Gebiet ehemals Grabhügel befunden haben, die den archäologisch interessierten General von Hammerstein in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts veranlassten, Ausgrabungen zu unternehmen. Mehr, als dass sie einige Urnen erbrachten, ist nicht bekannt. Einen weiteren Hinweis auf frühere Untersuchungen oder Fundbergungen liefern drei Gefäße – ein verzierter und ein unverzierter Kumpf sowie eine verzierte Schalenurne –, die im Römer-Pelizaes-Museum Hildesheim unter dem Fundort „Stühe oder Stühberg“ verzeichnet sind. Im Zuge des Kiesabbaus stellten sich in der Zeit von 1952 bis 1965 wiederholt Scherbenfunde ein, auch wurde der Fund einer „Bronzespitze“ gemeldet. Dass dabei offenbar nach und nach Teile eines Ur-

nenfriedhofs zerstört worden sind, deutete sich im Sommer 1965 an, als der Ornithologe Hans Oelke bei der Beobachtung von Uferschwalbennisthöhlen zwei Urnen, einen Kumpf und eine späte Schalenurne der Völkerwanderungszeit, in der Kiesgrubenböschung entdeckte. Nachdem im April 1969 ein bedeutender Fund – eine vierarmige Urne vom Typ der völkerwanderungszeitlichen Henkeltüllengefäße – von verbotenerweise auf dem Kiesgrubengelände spielenden Kindern am Fuß der Böschung aufgelesen und aus Angst vor Bestrafung nach heimlicher Aufbewahrung um Haaresbreite im Hausmüll gelandet wäre, wurde schließlich vom 14.08. bis 17.09. 1969 im Bereich des nächsten freigegebenen Kiesgrubenteilstücks eine planmäßige Ausgrabung durchgeführt. Unter Leitung des Kreisheimatpflegers F. Rehbein wurden dabei auf einer Fläche von 20 x 50 m insgesamt 52 Gräber eines Friedhofs ergraben, auf den sämtliche Merkmale der „Süd-niedersächsischen Brandgräbergruppe“ zutreffen. Neben 38 Urnengräbern konnten 9 Brandbestattungen in Gefäßunterteilen, 9 Leichenbrandlager bzw. Brandschüttungen mit Gefäßscherben, 6 Scherbenester mit Leichenbrand und eine holzkohlehaltige Grube ohne Leichenbrand nachgewiesen werden. Die Beigaben beschränken sich auf Knochenkammmfragmente in zwei Gräbern. Unter den Urnen dominieren Kümpe und kleine Nöpfe von oft grober Machart, daneben mit Strichdekor, Rippen und Fransen versehene Schalenurnen. Bei der Ausgrabung scheint nur der westliche Randbereich des Friedhofs

erfasst worden zu sein. Da sieben Jahre später – wieder von Kindern, diesmal beim Pflücken eines Mohnblumenstraubes – knapp 600 Meter entfernt am Ostende der Kiesgrube nochmals ein völkerwanderungszeitliches Urnengrab entdeckt wurde, ist zu vermuten, dass insgesamt ein sehr großflächiges Gräberfeld vorliegt, von dem letztlich nur ein Bruchstück erfasst worden ist. Ob die im 19. Jahrhundert erwähnten Grabhügel mit dem völkerwanderungszeitlichen Friedhof in Zusammenhang stehen, wird nicht mehr zu klären sein, doch spricht das Fehlen jeglicher Funde anderer Zeitstellung auf der Stüheide immerhin dafür. Einige Fundstücke von der Stüheide sind heute im Peiner Kreismuseum ausgestellt, weitere befinden sich in der archäologischen Sammlung des Landkreises Peine und im Römer-Pelizaes-Museum Hildesheim.

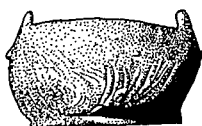
Von mehreren Stellen im Landkreis Peine sind einzelne kaiser- und völkerwanderungszeitliche Grabfunde bekannt, die jeweils auf weitere Gräberfelder schließen lassen. Hier sind zunächst zwei Fundstellen in der Gemarkung Eixe zu erwähnen, die wie das fundreiche Meerdorf im Bereich des hügeligen saalezeitlichen Endmoränenzuges liegt. In einer Kiesgrube südöstlich des Ortes wurde um 1925 eine elbgermanische Urne der älteren Kaiserzeit gefunden, die eine eiserne Fibel, Teile einer Pferdetrense und einen bronzenen Gürtel- oder Zaumzeugring enthielt und vielleicht entfernte Beziehungen nach Norden zu den anfangs erwähnten langobardischen Kriegergräbern andeutet. Des weiteren sind im







(12)



#### Abbildungen:

(1) Grabfunde der Römischen Kaiserzeit und Völkerwanderungszeit im Landkreis Peine.

Liegendes Dreieck: ältere Kaiserzeit, stehendes Dreieck: jüngere Kaiserzeit, Kreis: Völkerwanderungszeit.

Zeichnung: Thomas Budde

(2-7) Urnen aus Meerdorf. Fotos: Uwe Krebs

(8-9) Knochenkamm und Nadelbüchse aus Meerdorf. Zeichnungen nach G. Thaerigen

(10) Etagenartig profilierte Fußschale aus Meerdorf. Foto: Uwe Krebs

(11) Fußschale aus Meerdorf. Foto: Rolf Sonnenberg

(12) Urnen vom völkerwanderungszeitlichen Brandgräberfriedhof auf der Stüheide, Bültjen. Zeichnung: F. Rehbein

April 1934 beim Bau der Autobahnbrücke nördlich des Ortes eine kleine spätkaiser- oder völkerwanderungszeitliche Schalenurne und Teile eines weiteren Gefäßes geborgen worden. Wegen mangelnder Überlieferung der Fundumstände bleiben hier allerdings Fragen offen. Durch den Bau und jüngst durchgeführten Ausbau der A 2 ist das Gelände inzwischen so großflächig verändert, daß kaum mehr Überreste dieses vermutlichen Schalenurnenfriedhofs erhalten sein dürften.

In der gleichen geographischen Lage wie Eixe und Meerdorf befindet sich auch unser nächster Fundort, Wense. Einen knappen Kilometer westlich des Ortes liegt die Enmoränenkuppe des Westerbergs. Aus der westlichen Böschung der dortigen kleine Kiesgrube, durch die der Hügel im Vergleich zum benachbarten Rüper Berg und Osterberg nur gering abgebaut ist, barg der Wipshäuser Heimatforscher Fritz Schaper 1930 eine kleine, 17 cm hohe grobe kumpfförmige Urne, die nur 30 cm in das Erdreich eingetieft war. Zweifellos liegt hier ein Hinweis auf einen völkerwanderungszeitlichen Urnenfriedhof vor, der aufgrund seiner Lage und Zeitstellung nah mit dem Friedhof auf dem Meerdorfer Windmühlenberg verwandt sein dürfte.

Alle weiteren bisher entdeckten Grabfunde stammen aus dem Südkreis. Im Altdorf von Klein Ilsede, nur wenige Kilometer östlich des Friedhofs auf der Stüheide, wurden 1927 bei der Ausschachtung einer Kalkgrube in mehr als einem Meter Tiefe fünf in einer Reihe stehende völkerwanderungszeitliche Gefäße entdeckt. Der von den Arbeitern sogleich geborgene Fund wurde später von dem Archäologen Walter Nowothnig als ein vermutliches Körpergrab mit Gefäßbeigaben gedeutet. Dies setzt allerdings voraus, daß das Skelett in dem dort anstehenden kiesigen Boden so weit vergangen war, daß es von den Findern nicht mehr bemerkt wurde – eine Deutung, die keineswegs so unwahrscheinlich ist, wie sie zunächst anmuten mag. Die Funde sind damals an das Provinzialmuseum und heutige Landesmuseum Hannover gelangt. Ein wenig rätselhaft bleibt auch der nächste Fund, der uns in die Gemeinde Lahstedt, den Mittelpunkt des Peiner Südkreises führt. 1954 wurde hier am südöstlichen Ortsrand im Garten eines Grundstücks an der Blumenstraße beim Ausheben einer Klärgrube in 80 cm bis 1,20 m Tiefe im anstehenden Lößlehm ein kumpfförmiges Tongefäß gefunden. Der Finder stellte es zwei Jahre später Dr. Rudolf Dehnke, dem damaligen Geschäftsführer des Kreisheimatbundes für die damals im Aufbau befindliche archäologische Sammlung zur Verfügung. Leider verlieren sich damit die Spuren – das Gefäß ist heute verschollen. Aufgrund der geschilderten Fundumstände kann es sich hierbei eigentlich nur um ein Urnengrab gehandelt haben, und der Fund-

zeichnung nach wiederum eines aus der Völkerwanderungszeit. Der Fundort liegt exponiert an einem Südosthang hoch über dem Fuhsetal.

Das bisher beigabenreichste Peiner Urnengrab ist bereits 1888 im nordwestlichen Ortsteil von Groß Lafferde, auf einem Grundstück an der Straße Zum Lafferder Busch gefunden worden. Beim Ausschachten einer Baugrube wurde hier in etwa einem Meter Tiefe ein leider zum Teil schon zerstörtes spätkaiser- bis völkerwanderungszeitliches Grab entdeckt. Das Gefäß, eine Schalenurne, war nurmehr in Resten erhalten. Als Beigaben fanden sich ein Teil eines Bronzeringes, eine längliche knöcherne Nadelbüchse, ein Spinnwirtel – der Schwungkörper einer Handspindel – und mehrere zum Teil mit farbigen Einlagen versehene Glasperlen. Aufgrund des Spinnwirtels kann man sichergehen, dass es sich um eine Frauengrab handelte. Gräber mit ganz erhaltenen Skeletten, die man geschlechtsspezifisch zuordnen kann, haben immer wieder gezeigt, daß die Spinnwirtelbeigabe weitestgehend auf Frauengräber beschränkt ist. Im Umkehrschluss läßt dies vermuten, dass das mühsame, Geduld erfordernde Spinnen nicht erst in geschichtlicher, sondern schon in vorgeschichtlicher Zeit eine Aufgabe der Frauen gewesen ist.

Auch aus der Gemeinde Hohenhameln, die ansonsten durch kaiserzeitliche Siedlungsfunde auffällt, liegen zwei Grabfunde vor. Sie stammen aus Rötzum und Bründeln, den beiden kleinsten Gemarkungen. Der Rötzumer Fund, das Unterteil eines Gefäßes aus Braunschweiger Drehscheibenware mit Leichenbrandresten, wurde 1994 bei archäologischen Begleituntersuchungen auf der Gas-Pipeline-Trasse Ahlten-Salzgitter geborgen. Dem Grabungsbericht ist zu entnehmen, daß ungünstige Bedingungen – durch Regengüsse schlammig gewordener Boden und Zeitdruck – die Entdeckung weiterer Gräber erschwerte bis unmöglich machte. Hiermit ist immerhin erwiesen, dass auch das nicht unbedingt von der Natur begünstigte, durch staunasse schwere Tonböden geprägte Gebiet um Rötzum in der späten römischen Kaiserzeit besiedelt war. Der nächste und letzte Grabfund führt uns dagegen an einen der günstigsten Siedlungsplätze des Landkreises, den mit fruchtbarer Schwarzerde bedeckten Südhang über der Bruchgrabbenniederung bei Bründeln. Auf einer altbekannten, vor allem steinzeitlichen Fundstelle, dem nordwestlich des Ortes gelegenen Klappfeld, las der Heimatforscher Wolfgang Schröter um 1990 ein emporgepflühtes Unterteil eines kleinen orangebraunen Tongefäßes auf. Wenige – glücklicherweise – noch enthaltene Leichenbrandsplinter bewiesen, dass es sich um eine Urne handelte. Der Gefäßrest läßt auf einen Kumpf oder Napf aus der späten Kaiserzeit bis Völkerwanderungszeit schließen. Der Grabfund



passt zeitlich zu den umfangreichen Siedlungsfunden, die in den 1970er und 80er Jahren im nördlichen Teil Bründelns entdeckt worden sind. Allerdings dürfte der zugehörige Urnenfriedhof aufgrund seiner Lage im oberen Bereich eines Schwarzerdehangs sehr durch den an solchen Stellen üblichen erosionsbedingten Bodenabtrag, der hier noch durch den intensiven Ackerbau verstärkt wird, gefährdet, wenn nicht gar weitgehend zerstört sein. Wenn eine schon zu drei Vierteln zerstörte Urne, wie hier, einfach durch den Pflug ausgehebelt und an die Oberfläche befördert wird, ist die schleichende Zerstörung ziemlich offensichtlich. Es wäre notwendig, die noch im Boden erhaltenen Funde und Befunde durch eine systematische Ausgrabung für die Nachwelt zu sichern.

Aber kommen wir zum Resümee. Nach dem jetzigen Forschungsstand ergeben die kaiser- und völkerwanderungszeitlichen Grabfunde des Peiner Landes folgendes Bild:

Der Nordkreis scheint, ähnlich wie das westlich anschließende hannoversche Geestgebiet, in der Kaiser- und Völkerwanderungszeit kaum besiedelt gewesen zu sein. Dies wird im übrigen auch durch den mangelnden Nachweis von Siedlungsfunden bestätigt. Grabfunde liegen in lockerer Streuung aus der fruchtbaren Bördelandschaft des Südkreises und dem nördlich anschließenden hügeligen Moränengebiet vor. Entsprechende Siedlungsfunde könnten angeführt werden. Die ältere Kaiserzeit ist lediglich durch das singuläre Grab elbgermanischer, vielleicht langobardischer Prägung in der Gemarkung Eixe vertreten. Möglicherweise liegt der Fundmangel in der Bevorzugung der schlecht nachweisbaren Brandgrubengräber und Knochenlager durch die rhein-weser-germanische Bevölkerung begründet, deren Anwesenheit jedenfalls im mittleren und südwestlichen Kreisgebiet mehrfach durch Siedlungsfunde aus der älteren Kaiserzeit belegt ist. Grabfunde aus der Übergangsphase von älterer zu jüngerer Kaiserzeit liegen bisher nur von dem sowohl elb- als auch rhein-weser-germanisch beeinflussten Friedhof am Nordrand Meerdorfs vor.

Für die jüngere römische Kaiserzeit und

vor allem die Völkerwanderungszeit nimmt der Fundnachweis deutlich zu. Das mittlere und südliche Kreisgebiet ist eindeutig zum Verbreitungsbereich der jünger-kaiserzeitlichen „Schalenurnenfriedhöfe“ und der völkerwanderungszeitlichen „Südniedersächsischen Brandgräbergruppe“ zu rechnen. Die Gemeinde Vechelde im Südosten erscheint zwar mit nur einem Fundort unterrepräsentiert, doch ist dies sicher lediglich auf den lückenhaften lokalen Forschungsstand zurückzuführen, zumal entsprechende Siedlungsfunde aus diesem Gebiet immerhin vorliegen. Für den Urnenfriedhof von Groß Gleidingen konnte eine kontinuierliche Nutzung von der jüngeren Kaiserzeit bis in die Völkerwanderungszeit wahrscheinlich gemacht werden. Da bis auf Bülten und Meerdorf sonst nur einzelne Gräber erfasst worden sind, sind Aussagen über die Gesamtbelegungsdauer der Friedhöfe und damit zur Siedlungskontinuität leider bisher nicht möglich. Nimmt man die Siedlungsfunde, die es freilich noch genauer zu erforschen gilt, hinzu, so verstärkt sich aber doch der Eindruck, dass das Peiner Gebiet von der jüngeren römischen Kaiserzeit bis in die Völkerwanderungszeit durchgehend von der selben Bevölkerung besiedelt war und die Wirren der Völkerwanderung relativ spurlos an diesem Landstrich vorübergegangen sind.

In Zusammenhang mit den spätkaiser- und völkerwanderungszeitlichen Grabfunden ist mehrfach das Vorkommen der „Braunschweiger Drehscheibenware“ im Peiner Gebiet bezeugt. Zu dem interessanten Detail, ob und in welcher Form die Gräber und Friedhöfe „obertägig“ zu erkennen waren, lässt sich vorerst nichts sicheres sagen. Der vermeintliche Nachweis der Grabüberhügelung auf dem völkerwanderungszeitlichen Brandgräberfriedhof auf der Stühheide kann nicht als gesichert gelten, ist aber als wichtiger Hinweis zu werten. Vielleicht würde hier eine Untersuchung der zahlreichen kleinen Grabhügel („Buckelgräber“) im Waldstück Heers direkt westlich der Stühheide Klarheit bringen. Der Form und Größe nach könnten sie durchaus völkerwanderungszeitlich sein, doch wurden vergleichbare Gräberfelder mit kleinen Grabhügeln auch ein Jahrtausend zuvor in der frühen Eisenzeit angelegt. Zur

Lösung einer anderen Frage, des Auftretens erster, auf Einflüsse aus dem Thüringerreich zurückgeführter Körper- bzw. Skelettgräber, kann der Fund von Klein Ilsede beitragen. Wenn die Vermutung stimmt, dass es sich hierbei um ein Körpergrab gehandelt hat, wäre es eines der frühesten bisher nachgewiesenen. Die geborgenen Tongefäße datieren den Fund in das fünfte Jahrhundert. Mehr als drei Jahrhunderte später erst, nach der Eroberung des sächsischen Stammesgebietes durch Karl den Großen, ist die heidnische Brandbestattung in unserer Region endgültig durch die Körpergrabsitte nach christlichem Ritus abgelöst worden.

#### Literatur:

- D. Gaedke-Eckardt: *Der Pfingstberg bei Helmstedt. Studien zu einem Gräberfeld der Römischen Kaiserzeit bis Völkerwanderungszeit. Forschungen und Berichte des Braunschweigischen Landesmuseums 2. Braunschweig 1991.*
- H. J. Häßler: *Die Völkerwanderungs- und Merowingerzeit im mittleren Wesergebiet und im Bereich der südniedersächsischen Brandgräbergruppe. Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern 48: Hannover, Nienburg, Hildesheim, Alfeld. Mainz 1981, 148-174.*
- B. Ludowici: *Die jüngere römische Kaiserzeit bis Merowingerzeit. Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland 34. Das Braunschweiger Land. Stuttgart 1997, 117-127.*
- W. Nowothnig: *Brandgräber der Völkerwanderungszeit im südlichen Niedersachsen. Göttinger Schriften zur Vor- und Frühgeschichte 4. Göttingen 1964.*
- W. Nowothnig: *Neue Brandgräber der Völkerwanderungszeit im Kreise Peine. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 35, 1966, 103-106.*
- K. Raddatz: *Die römische Kaiserzeit im mittleren Niedersachsen. In: Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern 48. Hannover, Nienburg, Hildesheim, Alfeld. Mainz 1981, S. 113-134.*
- F. Rehbein: *Eine viertüllige Urne aus der Stühheide in der Gemarkung Bülten, Kreis Peine. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 39, 1970, 274-276.*
- F. Rehbein: *Das Brandgräberfeld in der Stühheide, Gemarkung Bülten, Kreis Peine. In: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 40, 1971, 289-294.*
- S. Schmidt: *Die ältere Kaiserzeit. In: Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland 34. Das Braunschweiger Land. Stuttgart 1997, 105-116.*
- G. Thaerigen: *Die Nordharzgruppe der Elbgermanen bis zur sächsischen Überlagerung. Deutsches Ahnenerbe, Reihe B, Bd. 2. Berlin 1939.*

# „Meine Hand berührte die Bibel Karls des Großen“

Die Braunschweigerin Aurelie Hofmann erlebte als Dolmetscherin 1945 den Prozess um die in Nürnberg versteckten Reichsinsignien



In Begleitung amerikanischer Soldaten wurde Aurelie Hofmann 1945 in ein kleines Gelas an der Nürnberger Stadtmauer geführt. Ihr Auftrag: „Schauen Sie sich die Gegenstände genau an. Sie müssen in den kommenden Tagen im Prozess gegen die Männer dolmetschen, die versucht haben, die Reichsinsignien zu verstecken.“

„Meine Hand berührte die Bibel Karls des Großen.“ Aurelie Hofmann wird diesen Augenblick nicht vergessen. Noch mehr als fünf Jahrzehnte später ist ihr diese Situation gegenwärtig. Sie schlägt im Lexikon die Seite mit den Reichsinsignien auf und deutet auf das dort abgebildete Evangeliar. „Auf dieses Buch habe ich meine Hand gelegt. Das schwere Leder war abgegriffen und speckig. Aber Karl der Große hatte seine Hand auch auf dieses Buch gelegt“, erinnert sie sich.

## Weinen mit Angeklagten

Aurelie Hofmann hat in ihrer Zeit als Dolmetscherin bei amerikanischen Militärgerichten viele Prozesse begleitet. In den ersten Wochen nach Kriegsende wurde sie bei kleineren Vergehen eingesetzt, wie etwa dem, nach 18 Uhr das eigene Haus verlassen zu haben. Es galt ja noch die Ausgangssperre. Später übersetzte sie die Worte des Vorsitzenden Richters des General Military Government Court: „Ich verurteile Sie zum Tode durch Erschießen.“ Das war in ihrer Zeit beim oberen amerikanischen Militärregierungsgericht in Ansbach, das zuständig war für Mittel- und Oberfranken. Zurückschauend sagt sie: „Bei den ersten Urteilen weinte ich mit den Angeklagten, auch mein Chef kämpfte in einem Fall mit den Tränen. Aber dann musste ich hart werden.“

Der Prozess um die versteckten Reichsinsignien war ihr ungewöhnlichster. Als angehende Historikerin – sie hatte in München Geschichte studiert und musste das Studium bei Kriegsende unterbrechen – blieben ihr viele der Details des Verfahrens genau in Erinnerung. Es war der 26. September 1945, ein herrlicher Herbsttag. Ihr Chef und ein großes Team wurden nach Nürnberg beordert. Kurz vor Kriegsende hatte der Oberbürgermeister zusammen mit zwei Dezernenten, einem Maurerpolier und einem Helfer die Reichsinsignien eingemauert. Die Amerikaner hatten das Versteck in den Kellergewölben unter dem Nürnberger Paniersplatz gefunden, weil ein Beteiligter geplaudert hatte. Um sich auf das Verfahren vorbereiten zu können, durfte sie, begleitet von amerikanischen Soldaten, die einzelnen Kunstgegenstände betrachten. Für we-



nige Stunden war sie, die junge Studentin der Geschichte, (fast) allein mit dem Schatz. Am nächsten Tag nahm das Gericht die Verhandlung auf.

Zwei der Täter hatten, nachdem sie in Bad Homburg inhaftiert waren, die Tat gestanden. Der beteiligte Mauerpolier war in den letzten Kriegstagen gefallen. Aurelie Hofmann erinnert sich an die Situation: „Der Gerichtssaal war voll besetzt. Familienmitglieder und zahlreiche Zuhörer verfolgten den Prozess. Die fünf Richter in ihren grünlichen Uniformen saßen an einem Tisch, der mit einem grünen Tuch bespannt war. Einer der Angeklagten wurde von einem jüdischen Anwalt vertreten, der den Weltkrieg nur deshalb überlebt hatte, weil er von seiner blonden Frau versteckt worden war.“

Nun verteidigte dieser Mann Deutsche, die Verbrechen im Zusammenhang mit dem Dritten Reich begangen hatten. Aurelie Hofmann kann die stundenlangen Verhandlungen noch sehr genau beschreiben. Im Vergleich zu anderen Verfahren, in denen es um grausige Verbrechen ging, war es ein eher unspektakulärer Prozess.

Sie hatte Prozesse erlebt, in denen die polnischen Angeklagten plötzlich Pistolen aus ihren Stiefeln zogen, um Richter zu töten. Hofmann: „Die fünf Richter warfen sich blitzschnell unter den Tisch, nur ich blieb regungslos sitzen.“ Dieses Verfahren jedoch verlief ruhig. Es waren die Kunstgegenstände, die ihr Interesse und das der Öffentlichkeit weckten.

### Kaugummis unterm Tisch

Rückblickend sagt sie: „Das Urteil war eines dieser Serienurteile, die damals oft gesprochen wurden: fünf Jahre Haft und 25 000 Reichsmark Geldstrafe. Unter Tränen verabschiedeten sich die Familien im Gerichtssaal von den Verurteilten.“

Einen der Verurteilten sah sie Jahre später wieder. Sie unterhielt sich mit ihm. Nach drei Jahren war er wegen guter Führung entlassen worden. Die Dolmetscherin hat später erfahren, dass die Reichsinsignien am 3. Januar 1946 nach Wien geflogen wurden.

Aurelie Hofmann denkt an ihre Zeit als Angestellte der Amerikaner – neben Geschichte hatte sie Englisch und Französisch studiert – mit sehr gemischten

Gefühlen zurück. Sie war in dieser Zeit oft in Nürnberg. Sie saß neben ihrem Vorgesetzten, einem Offizier, als dieser auf die zerbombte Nürnberger Burg zeigte und erklärte: „Diesen Anblick liebe ich.“

Bereits am 1. Mai 1945, da wütete in Teilen Deutschlands noch der Krieg, wurde sie von den Amerikanern angestellt. Sie blieb es bis zum April 1946 und widmete sich dann wieder dem Studium.

Marodierende amerikanische Soldaten in den letzten Stunden des Krieges, das Zweiklassensystem in der US-Armee, in der nicht alle gleich waren, Soldaten, die Deutschen trotz des Fraternisierungsverbotes Lebensmittel gaben, ohne dafür Gegenleistungen zu erwarten – ihre Erinnerungen sind sehr gemischt. In 18 Städten, in 18 Gerichtssälen arbeitete sie als Protokollführerin und Dolmetscherin. Unter jedem der Tische, an denen sie schrieb, klebten Kaugummis.

„Kaugummis waren das einzige, was ich von amerikanischen Soldaten angenommen habe“, erinnert sich die heute 88 Jahre alte Frau, die nach dem Krieg nach Braunschweig zog, weil ihr Mann dort eine Professur erhielt und als Wissenschaftler arbeiten konnte.

Während die anderen Beteiligten an den Gerichtsverfahren in amerikanischen Armeekantinen aßen, lehnte sie es ab. Sie blieb im Auto und verzehrte dort ihre Mahlzeiten.

Aus einem christlichen Elternhaus kommend, hatte sie Distanz zu den Nationalsozialisten gewahrt. Sie durfte lange Zeit nicht studieren. „Ich erlebte die Amerikaner nicht nur als Befreier, sondern auch als angetrunkene, gewalttätige Männer, die Frauen belästigten und Lebensmittelvorräte zerstörten. Im Keller meiner Familie wurden alle Einmachgläser zerschlagen, im Nachbarhaus die Frauen vergewaltigt“, erinnert sie sich. Sie selbst entging knapp der Gewalt. Ihr Verhältnis zu den Amerikanern war freundlich – aber distanziert.

### Die Reichsinsignien

Fragt man Bundesbürger, wo der deutsche Kronschatz aufbewahrt wird, ist die Antwort eher ungewiss. Die Reichsinsignien oder Reichskleinodien sind – anders als etwa die englische Kronjuwelen – kaum im Bewusstsein der Bevölkerung verankert. Verwahrt wird der

Schatz seit 1946 wieder in der Wiener Hofburg, seit 1954 ist er dort der Öffentlichkeit zugänglich.

Über Jahrhunderte wurde der Schatz in Nürnberg aufbewahrt und vermutlich 1796 vor den Franzosen nach Wien in Sicherheit gebracht, 1805 und 1809 sogar nach Buda und Temesvar ausgelagert, um ihn vor Napoleon zu schützen. 1938 ließ Adolf Hitler den Schatz aus Wien nach Nürnberg zurückbringen.

Der Aufbewahrungsort der Schmuckstücke wechselte in der Geschichte häufig. Sie waren meist in Verwahrung des jeweiligen Königs oder Kaisers auf festen Burgen, wie etwa dem Trifels in der Pfalz. Im Jahr 1073 lag der Schatz auf der Harzburg bei Goslar.

Von 1210 bis 1218 hütete König Otto IV., der Sohn Heinrichs des Löwen, ihn ebenfalls auf seiner Harzburg. Ab 1424 in Nürnberg aufbewahrt, wurden sie dem jeweiligen Herrscher von da an nur noch für die Krönung und zu Reichstagen zur Verfügung gestellt.

Der deutsche Kronschatz gliedert sich in drei Teile: die eigentlichen Insignien (Krone, Reichsapfel, Zepter, Reichs- und Zeremonienschwert), die Gewänder und die Heiligtümer.

Experten unterteilen die Schmuckstücke zudem in die Aachener Insignien und die Nürnberger Reichskleinodien.

Das älteste Stück geht mit großer Wahrscheinlichkeit auf Karl den Großen selbst zurück: Das Reichsevangeliar aus dem Anfang des 9. Jahrhunderts dürfte für ihn angefertigt worden sein.

Das höchste Symbol des Reiches über mehr als 800 Jahre war zugleich das hervorragendste Herrschaftszeichen Europas: die Reichskrone. Ihre Form, die in Zahlenharmonie angebrachten Perlen und Steine, stehen für eine durchdachte theologische Weltanschauung.

Das Evangeliar Karls des Großen, die Lanze der Ottonen als erster nachweisbarer Bestandteil des Schatzes, die Krone der Salier, die arabisch-normannischen Gewänder der Staufer, die Reliquien aus Böhmen und zahlreiche andere Gegenstände, sie stellen erlesene europäischen Kunst dar. Jedes einzelne Teil der Reichsinsignien ist – nach Meinung von Experten – ein Kunstwerk von Weltrang.

*Text und Foto von Klaus Herrmann*



Text von Gerd Biegel M.A.

# Gottfried August Bürger ein Dichterleben in Niedersachsen

Der Dichter der »Lenore« starb einsam

Ein »echtes Dichtergenie, dem vielleicht die erste Stelle nach Goethe unter den deutschen Dichtern gebührt«. Mit diesen achtungsvollen Worten beschrieb Schopenhauer den Göttinger Dichter und Professor Gottfried August Bürger (1747 – 1794), der in seiner Zeit manchem Betrachter eher durch einen skandalumwitterten Lebenswandel denn als Dichter bekannt gewesen war. Mit seiner bekannten Ballade »Lenore« schuf Bürger 1773 jedoch ein Werk, das für die Gattung Ballade jene Bedeutung besaß, die Goethes »Goetz von Berlichingen« für das Drama haben sollte. Ohne ihn hätten wir auch kaum Münchhausens Abenteuer und dennoch ist Bürger heute im literarischen Niedersachsen so gut wie vergessen. Eine Spurensuche.

Er wurde am 31.12.1747 in Molmerswende am Ostharz geboren, lebte und wirkte jedoch die längste Zeit seines Lebens bei oder in Göttingen, und zwar als Amtmann, Dichter und Professor. Sein praktischer Berufsweg war allerdings vom Elternhaus weder vorbestimmt noch entscheidend geprägt worden, denn sein Vater, Pastor in Molmerswende, ein eher phlegmatisch und bequemer Charakter, hatte sich ebenso wenig um die schulische Ausbildung des Sohnes gekümmert, wie die als cholerisch und intrigant boshaft geschilderte Mutter. Die Eltern hielten den Sohn für einen »erzdummen Jungen«. Erst als der Großvater aus Aschersleben, Jakob Philipp Bauer, eingriff, sollte sich die Ausbildungsmisere ändern. Nach einem einjährigen Intermezzo an der städtischen Schule in Aschersleben, besuchte Gottfried August Bürger von 1760 bis 1763 das königliche Pädagogium der Franckeschen Stiftungen in Halle, wo die Grundlagen für ein Universitätsstudium gelegt wurden. Auf Druck des Großvaters und in familiärer Tradition studierte Bürger von 1764 bis 1767 an der Universität Halle Theologie, geriet jedoch mit entsprechend negativen Einflüssen in den Wirkungskreis des für seinen

Lebenswandel in Halle berüchtigten Professors Christian Adolf Klotz (1738 – 1771), weshalb Großvater Bauer den Enkel nach drei Jahren zurück nach Aschersleben holte. »Wer zum Studium nach Halle kommt, verlässt die Stadt entweder als Pietist oder Atheist.« (Anf. 18. Jh.) Längst hatte Bürger in den Studienjahren in Halle erkannt, dass er sich nicht zum Theologen eignete, seine tatsächlichen Interessen lagen bei den klassischen Studien und der Poesie. Diese Anlagen wurden schließlich gefördert durch den Kontakt zu Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719 – 1803) in Halberstadt, der auch in den späteren Jahren Förderer und Berater Bürgers bleiben sollte. In Aschersleben sah der Student der Theologie trotz der Bemühungen des angesehenen Großvaters keine weitere berufliche Perspektive, zumal er die spürbare Bildungsfeindlichkeit der dortigen Einwohner kaum ertragen konnte. Daher wechselte er 1768 an die Universität Göttingen, um nun jedoch ein Jurastudium zu beginnen. Seine wirtschaftlichen Verhältnisse besserten sich aber keineswegs – es ist sogar von einem »Lotter- und Schuldenleben« die Rede – und mehr-

mals musste ihm der Großvater mit größeren Geldbeträgen aushelfen. Seit Ende 1770 aber ist die Unterstützung aus Aschersleben ausgeblieben und es begann die Zeit der Gelegenheitsgedichte zu Hochzeiten, Taufen u.ä. Den philologischen Interessen blieb Bürger allerdings auch in Göttingen verbunden, wobei Gleim auch weiterhin hilfreich war. Besonders wichtig wurde nun aber für Bürger die Bekanntschaft mit Heinrich Christian Boie (1744 – 1806), seinem langjährigen Freund und poetischen Berater. Erste dichterische Versuche unternahm Bürger in dieser Zeit, nachdem er auch Kontakt zu Mitgliedern des Göttinger Hainbundes gefunden hatte. Trotz enger Freundschaft mit einzelnen Mitgliedern gehörte Bürger nie zum eigentlichen Kreis des Hainbundes. Seine engeren Freunde hierbei waren, neben Boie, dem Herausgeber des Musen-Almanachs, vor allem Ludwig Christoph Heinrich Hölty (1748 – 1776), Johann Anton Leisewitz (1752 – 1806) und die Brüder Christian Graf zu Stolberg (1748 – 1821) sowie Friedrich Leopold Graf zu Stolberg (1750 – 1819). Das Verhältnis zu einem weiteren Mitglied des Bundes, Johann Hein-





rich Voß (1751 – 1826) war dagegen eher gespannt, Freund Boie war von 1770 – 1774 Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs, in dem auch Bürger seit 1771 veröffentlichte. Seit Voß – in Abwesenheit Boies Herausgeber – einen Gegenalmanach herausgab und Bürger nun beim Verleger Dieterich die Herausgeberschaft des Göttinger Musenalmanachs übernahm, war die ursprüngliche Freundschaft in Gegnerschaft umgeschlagen. Man empfand Bürgers Haltung als Verrat. Bürgers erste dichterische Versuche standen dabei noch ganz in der Tradition der Gleimschen Anakreontik und spielten in der Literaturgeschichte keine Rolle mehr.

1772 übernahm Bürger auf Vermittlung von Boie die Amtmann-Stelle von Altengleichen mit Sitz in Gelliehausen bei Göttingen. Bessere Zeiten schienen gekommen, selbst der Großvater in Aschersleben war glücklich und die Schulden – vorerst – erledigt. »Ich bin mit meinem Schicksale recht sehr zufrieden. Aber Arbeit, sehr viel Arbeit ist allhier mein Looß! – Doch will ich gern arbeiten, wenn nur erst Ordnung wieder hergestellt und der alte Sauerteig ausgelegt seyn wird.« Trotzdem, der Elan hält nicht an. Die alten Schatten tauchen wieder auf, denn seine wirtschaftlich bedrückende Situation kehrt wieder. Immer wieder klagt er nun erneut »ich bin so arm, wie eine Kirchenmaus ...«.

Hinzu kamen höchst unerfreuliche Begleitumstände im Amt, wodurch seine literarischen Arbeiten stark eingeschränkt waren. Allerdings darf man durchaus annehmen, dass seine Amtsführung nicht ganz unproblematisch gewesen ist, weshalb sich schließlich auch verschiedene Versuche, eine neue Position zu finden, meist rasch zerschlugen. Bei der Regierung in Hannover, wo er sich etwa um die Amtmann-Stelle im benachbarten Amt Niedeck beworben hatte, war sein berufliches Ansehen äußerst schlecht und außerdem wirkte sein Ruf als »Schöngeist« auf die Verwaltungsbürokraten höchst abschreckend. »Es ist entsetzlich, hier an Geist und Leib so verkümmern zu müssen«, jammerte Bürger daher in jener Zeit und dachte an seine schlechte Finanzlage, das Fehlen der notwendigen Muße für die Dichtung und überlegte sogar, ob es nicht sinnvoll sei, auszuwandern. Dabei schien sich sein privates Leben seit 1774 durchaus erfreulich zu entwickeln, nachdem er am 22. November 1774 die Tochter des Amtmannes von Niedeck, Dorothea Leonhardt (1756 – 1784), geheiratet hatte und somit einen bürgerlichen Hausstand gründete, der ihn zukünftig auch vor manch übler Nachrede seiner Feinde hinsichtlich seines sittlichen Lebenswandels hätte schützen können.

Doch weit gefehlt, Bürger gelang es erneut, sein Leben an den Rand einer Katastrophe zu führen. Kaum verheiratet, verliebte er sich nämlich leidenschaftlich in die jüngere Schwester seiner Frau, Auguste (1758 – 1786), die als »Molly« in seinen schönsten Liebesliedern fortlebt. Zehn Jahre dauerten diese unerfreulichen familiären Verhältnisse, in denen zeitweise eine Ehe zu Dritt geführt wurde und 1782 von »Molly« ein Sohn Bürgers geboren wird. »Gott weiß allein, wie es am Ende noch wer-

den soll. Ich bin meines Lebens von Herzen satt. Die Affäre spannt mich ganz ab«, klagt er und zermartert sich mit Selbstvorwürfen. Bürger fühlte sich zwar durch Gewissensqualen gegenüber seiner Ehefrau gequält, meinte jedoch in einem Brief vom 12. November 1779 an seinen Freund Leopold Friedrich Günther Goeckingk (1748 – 1828): »Die Ange- traute entschloss sich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heissen, und die andere in geheim es wirklich zu sein«. 1775 war die Familie Bürger in ein Haus nach Wöllmershausen umgezogen und von 1780 bis 1782 lebte man auf einem Landgut in Appenrode, denn Bürger hatte beschlossen, zukünftig als Bauer leben zu wollen. Erneut schreibt er an den Freund Goeckingk: »Es ist wahrhaftig nicht unangenehm, Freund, seine Rosse um sich herum wiehern, seine Stiere und Kühe brüllen, Schaaf- blecken, Schweine grunzen, Gänse und Enten schnattern, Hühner gackern, und Tauben murken zu hören. Meine jetzige Hauptliebhaberei ist Gartenbau und Blumenzucht. Ich wühle in der Erde, wie ein Maulwurf. Der Schreibtisch stinkt mir an. Frau Justitia des Gesamtgerichts Altengleichen klagt, dass ich so selten in ihrer Kirche mit den mir anvertrauten Schäfchen erscheine. Ich thue alles brevi manu in meinem Garten, den Grabespaden oder den Harken in der Hand ab, und wenn sich die Partheien nicht ergeben wollen, so will ich künftig darzwischen blaüen. Ich fühle, dass ich in meinem Bauernstande sehr gesund und munter werde. Ich mache Verse im Kopfe, habe aber selten Lust, sie aufzuschreiben.«

War diese »Landwirtschafts-Episode« für seine zunehmend schlechter werdende Gesundheit ausgesprochen vorteilhaft, bedeutete sie finanziell jedoch seinen Ruin. Dabei schienen 1778 mit der Übernahme der Redaktion des Musenalmanachs, die er bis 1794 führte, die drängendsten wirtschaftlichen Probleme gelindert, denn Bürger bezog nun noch ein jährliches Herausgeberhonorar von 500 Reichsthalern. Er blieb also mit seinem Lebenswandel, der heftig kritisierten Amtsführung und seiner permanenten Verschuldung weiterhin ein Gesprächsthema für die Menschen seiner Umgebung. Das Verhältnis zu Frau und Schwägerin war in Hannover sowie im benachbarten Göttingen längst Skandal-Gesprächsthema und brachte den Dichter endgültig in Verruf, ja gefährdete seine gesellschaftliche Existenz.

Literarisch allerdings hatte sich Gottfried August Bürger seit Anfang der 1770er Jahre einen beachtlichen Ruf in der kulturell-interessierten Welt geschaffen. Ab 1771 waren im »Göttinger Musenalmanach« regelmäßig seine Gedichte erschienen, die schließlich 1778 und 1789 überarbeitet in eigenen Gedichtausgaben vorgelegt wurden. Dabei bewahrte sich Bürger zum Treiben des Göttinger Hainbundes eine Distanz, die für seine Verbindung zur Welt der Literatur bedeutsam sein sollte.

Angeregt von der englischen Dichtkunst eines Thomas Percy (1729 – 1811) entstanden damals auch Bürgers Balladen, allen voran 1773 die »Lenore«, mit der er seinen bis heute andauernden literari-



**Abb. linke Seite oben:**  
Schattenriss von Gottfried August Bürger.

**Abb. linke Seite unten:**  
Bürgers Geburtshaus, das Pfarrhaus zu Molmerswende.

**Abb. rechte Seite oben:**  
Gottfried August Bürger (1747 – 1794), Dichter und Professor in Göttingen.

**Abb. Hintergrund:**  
Die beiden ersten Strophen der »Lenore«, in Bürgers eigenhändiger Niederschrift, 1773. Diese Ballade begründete entscheidend Bürgers literarischen Ruhm im 18. Jahrhundert.

schen Ruhm entscheidend gründete. Aber auch Stücke wie »Der wilde Jäger«, »Die Weiber von Weinsberg« oder »Des Pfarrers Tochter von Taubenhain« zählen ebenfalls dazu. Bürger überwand mit seiner Lyrik die distanzierende Starre der Rokokodichtung, indem er die Einheit zwischen Leben und Werk herstellte und die bis dahin eher unbekannte Darstellungsweise von Unmittelbarkeit und Lebendigkeit exzellent zu handhaben verstand. Volkstümlichkeit und Popularität, so werden in der Literaturwissenschaft Bürgers grundlegende Neuerungen in der Dichtkunst im Sinne eines poetischen Glaubensbekenntnisses umschrieben. Er selbst hat seine Überlegungen zur Verbindung von Volks- und Kunstdichtung und seinen Kampf gegen die gelehrte Poesie im »Herzensausguß über Volkspoesie« 1776 zusammenfassend dargelegt und mit dem Begriff des »Volksdichters« umschrieben.

Geradezu beispielhaft spielt Bürger in diesem Sinne mit der Verbindung volkstümlicher Elemente der Luther- und Kirchenliedersprache mit der Volkssprache seiner Zeit in seiner Ballade »Lenore«. Dabei muss deutlich vor dem missverständlichen Begriff eines naiven »Volksdichters« gewarnt werden, der sich zum Anwalt der einfachen Leute macht und etwa nur die unteren sozialen Schichten anzusprechen versucht. Gegen diese Fehldeutung hat sich Bürger bereits in seiner Zeit verwahrt; Popularität war für ihn vielmehr Anschauung und Lebendigkeit, Leidenschaft und Stärke »für unser ganzes gebildetes Volk! – Volk! Nicht Pöbel!« Und zum Verständnis der Umschreibung »Volk« führte er näher aus: »In den Begriff des Volkes aber müssen nur diejenigen Merkmale aufgenommen werden, worin ungefähr alle, oder doch die ansehnlichsten Klassen übereinkommen«. Dies sollte später zum Angriff Schillers gegen Bürgers Poesie führen. Wie er dennoch im 19. Jahrhundert noch gesehen wird, macht eine Aussage von Theodor Fontane deutlich: »Der Ruhm Bürgers hat mir immer als ein Ideal vorgeschwebt: ein Gedicht und unsterblich«. Sinnlich-erotisch dagegen begegnet uns Bürger in seinen berühmten »Mollyliedern«, wobei er sich mit der darin enthaltenen subjektiven Empfindsamkeit und Ausdrucksstärke zugleich sehr seiner Balladenform nähert. Der persönliche Konflikt innerhalb der Familie löste sich 1784 auf dramatische Weise: die Ehefrau Dorothea starb. Ein Jahr später konnte Bürger die Schwester Auguste, die erneut im dritten Monat schwanger war, heiraten. Seine tiefe Liebe und bohren-

de Leidenschaft fanden ihre Erfüllung, jedoch musste er nach nur sieben Monaten auch den Tod seiner zweiten Frau beklagen, die am 9. Januar 1786 an den Folgen der Geburt der Tochter Auguste (1785 – 1847) verstirbt.

Im Jahr 1784 hatte Gottfried August Bürger endlich sein Amt in Altengleichen niedergelegt, um sich so aus der Perspektivlosigkeit des Dienstes und den Erniedrigungen im Amt zu befreien. Unter tatkräftiger Hilfe und Förderung durch Christian Gottlob Heyne (1729 – 1812), Abraham Gotthelf Kästner (1719 – 1800) und Georg Christoph Lichtenberg (1742 – 1799) wurde es ihm schließlich möglich als Privatdozent für Aesthetik, Stilistik, deutsche Sprache und Philosophie an der Universität Göttingen tätig zu sein. Dies war und blieb jedoch eine Anstellung ohne feste Bezahlung, lediglich die Hörgelder seiner Studenten blieben ihm. Auch nachdem er 1787 zum Dr. h. c. und 1789 durch Vermittlung von Heyne zum a.o. Professor ernannt wurde, musste Bürger »Gratis et frustra« lesen, lebte also weiterhin unter geradezu unwürdigen wirtschaftlichen Bedingungen. Selbst eine Bittschrift im Moment bitterer Not an die Regierung in Hannover blieb ohne Erfolg, obwohl seine Schulden ständig anwuchsen.

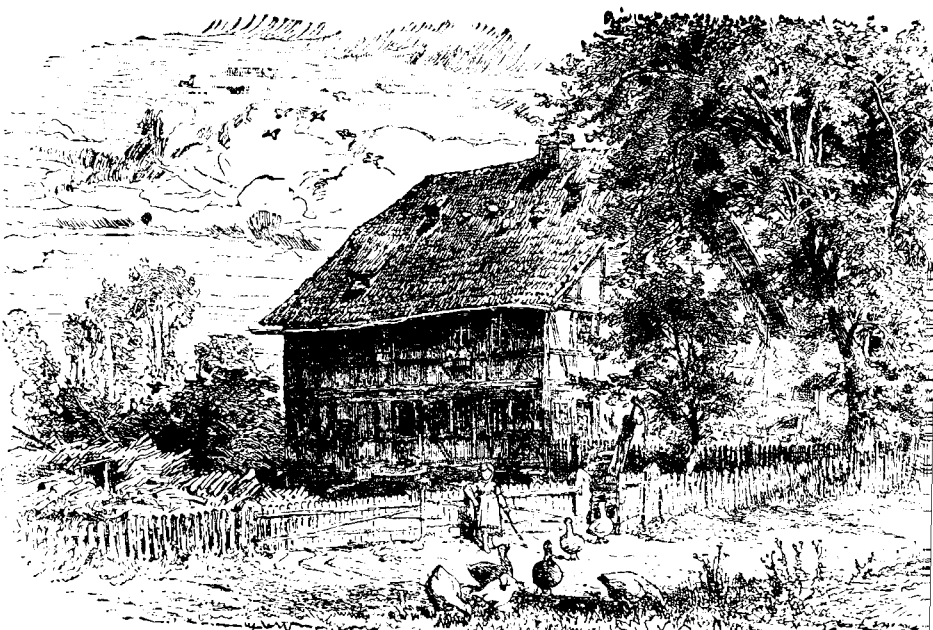
Schon 1781 hatte Goethe zu einer akademischen Laufbahn geraten, jedoch mahnend an die keineswegs erfreulichen Zustände des Wissenschaftsbetriebes erinnert. Versuche in Preußen scheiterten und so blieb nur das weniger geliebte Göttingen, wo man allerdings gesellschaftliche Vorbehalte gegen den gescheiterten Amtmann und Weiberhelden hatte. Ein Erfolg wurde für Bürger im Wintersemester 1787/88 eine öffentliche Vorlesung zur Kantschen Philosophie, jedoch brachte ihm dies zusätzliche Feinde in Universitätskreisen ein, denn diese The-

matik war an der Universität Göttingen nicht opportun.

»Die hiesige hochlöbliche philosophische Fakultät ist zwar anderer Meinung; das kommt aber daher, weil ein Mann wie Kant leicht dreyßig solcher philosophischen Facultäten zum Morgenbrot bey der Tasse Thee aufzuschlingen im Stande ist.« Es ehrt Bürger seine Weitsicht, Kant galt jedoch als Modephilosoph und die Göttinger opposition war heftig und richtete ihre Angriffe auch gegen Bürger. Die Studenten allerdings strömten in wachsender Zahl in die Vorlesung, was zusätzlich den Neidfaktor der Kollegen erhöhte. Seit dem Sommersemester 1793 endeten die Vorlesungen Bürgers, sein Gesundheitszustand ließ diese Anstrengungen nicht mehr zu.

Aber zurück zum Literaten: Bürger, der durch Proben einer jambischen Iliasübersetzung sogar Zustimmung und finanzielle Hilfe Goethes und aus Kreisen des Weimarer Musenhofes gefunden hatte, setzte dieses erfolgreiche Projekt – ebenso wie viele andere Werke – nicht fort, womit er manchen Förderer und Freund verärgerte. So musste er auch 1789 bei einem Besuch in Weimar die kalt-ablehnende Haltung Goethes ertragen, der sich in der Folge sogar deutlich von Bürgers literarischem Schaffen distanzierte. Weder weitere Übersetzungsversuche des Homerischen Epos noch die Idee eines großen Nationalepos auf Friedrich den Großen konnte Bürger damals realisieren. Dies war teilweise durch die Belastungen im Amt begründet, entsprach aber auch der Sprunghaftigkeit im Charakter von Bürger.

Lediglich eine Prosa-Bearbeitung von Shakespeares »Macbeth« gelang ihm zum besten Eindeutschungsversuch vor Schiller. Shakespeare war übrigens für Bürger zeitlebens ein wichtiges Thema, hatte er doch bereits als Student in Göt-





tingen einen ersten Shakespeare-Klub gegründet. Heftige Kritik übte er auch an der ersten vollständigen Übersetzung der Werke Shakespeares, die der Braunschweigische Literaturprofessor Johann Joachim Eschenburg (1743 – 1820) zwischen 1775 und 1782 veröffentlicht. Besonderen Verdienst erwarb sich Bürger schließlich durch die um etwa ein Drittel erweiterte Rückübersetzung der englischen Ausgabe von »Wunderbare Reise zu Wasser und zu Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen« 1786, die zunächst von Rudolf Erich Raspe (1737 – 1794) 1785 in London veröffentlicht worden war. Er übersetzt Raspes Vorlage und fügt eigenständig weitere Geschichten hinzu. Bei der 5. Auflage 1788 stammen mehr als ein Drittel der Geschichten aus der Feder Bürgers.

Trotz anerkennenswerter literarischer Leistungen blieb Bürgers Ansehen in Professorenkreisen und Bürgertum Göttingens gering. August Wilhelm Schlegel (1767 – 1845), einer seiner engsten Schüler und treuesten Anhänger, meinte später einmal, »dass es in Deutschland kaum eine andere Stadt gebe, wo man Bürgers Bestrebungen in dem Grade verkannt und verachtet hätte, wie in Göttingen«. Allerdings waren Bürgers kompromisslose Haltung und sein persönliches Auftreten in diesen Jahren keineswegs dazu angetan, Differenzen zu überwinden und sich Freunde in bürgerlichen Kreisen Göttingens zu schaffen. Vor diesem Hintergrund entwickelte sich schließlich Bürgers dramatische Lebensphase zwischen 1790 und 1794.

Nach dem Tode seiner zweiten Frau Auguste war Bürger in tiefe Depressionen verfallen und nur ein recht unstetes Leben – teilweise ausschweifend – abwechselnd mit hektischen Schaffensphasen halfen ihm allmählich aus den seelischen Schwierigkeiten. Dennoch meinte er noch Anfang 1790: »Seit dieser Zeit lebe ich einsam und traurig mit sehndem Herzen!« Eine öffentlich abgegebene poetische Liebeserklärung des »Schwabenmädchens« Elise Hahn (1769 – 1833) schien noch einmal Besserung und Hoffnung zu bedeuten. Trotz vielfältiger Warnungen der Familie und von Freunden, heiratete Bürger 1790 erneut, denn »der liebestolle Dichter sah die Gefahr nicht«.

Elise Hahn war nach Aussagen der Zeitgenossen eine berühmte Schönheit, jedoch ihren Hang nach Luxus konnte Bürger in seiner kritischen Finanzlage nicht erfüllen. Schließlich führte ihr ehebrecherisches Verhalten zum Skandal



**Abb. linke Seite:**

Bürgers Wohnhaus in Molmerswende.

**Abb. rechte Seite oben:**

Illustration zu Bürgers »Lenore«, von Daniel Chodowiecki.

**Abb. rechte Seite unten:**

Illustration zu Bürgers »Die Weiber von Weinsberg«.

Alle Abbildungen Braunschweigisches Landesmuseum, Repro Monika Fischer.

und zur Scheidung. Bürger aber wurde endgültig zum Gespött der Göttinger Gesellschaft. Rapide verschlechterte sich daher sein Gesundheitszustand und die erneute Einsamkeit führte letztlich zur Resignation. Noch tiefer getroffen als von dieser persönlichen Misere wurde der Dichter jedoch von der Kritik Friedrich Schillers an seiner Lyrik, die er in der »Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung« am 15. und 17.1.1791 veröffentlichte. Geradezu vernichtend äußert sich Schiller. Er warf Bürger fehlende Idealisierung sowie Mangel an Harmonie vor und lehnte jegliche Form der Popularität Bürgerscher Prägung ab. Schiller rechnete hier nicht primär mit Bürgers Schaffen als vielmehr mit dem Sturm und Drang endgültig ab.

Von Einzelbeispielen ausgehend und unter deutlichem Hinweis auch auf Bürgers sittliches Verhalten, lehnte Schiller in dieser Kritik die Lyrik Bürgers vollständig ab. Selbst Goethe, der sich inzwischen ebenfalls von Bürger distanziert zeigte, empfand in einem Brief 1830 die Kritik Schillers als zu hart. Schillers Urteil, obwohl verständnislos gegenüber den durchaus vorhandenen Stärken von Bürgers Lyrik, – die Balladen hatte er völlig unberücksichtigt gelassen – hat schließlich Bürger in Vergessenheit geraten lassen: er »wurde degradiert und geriet aus dem Diskurs der tonangebenden literarischen Geister«.

Zutiefst getroffen und seelisch verletzt, finanziell übernommen, persönlich gedemütigt und von fast allen Freunden verlassen, zog sich Gottfried August Bürger in seinen beiden letzten Lebensjahren vollständig in die Einsamkeit zurück. Zunehmend erhielt er nun den Ruf eines Sonderlings und deprimiert resignierend hatte er dem schnellen Verfall seiner körperlichen Kräfte nun nichts mehr entgegenzusetzen. Am 8. Juni 1794 starb Gottfried August Bürger in Göttingen an Schwindsucht, ein niedersächsischer Literat, »dem vielleicht die erste Stelle nach Goethe unter den deutschen Dichtern gebührt«. Eines seiner letzten Gedichte bringt die ganze Dramatik der Selbsterkenntnis eines misslungenen Lebens beklammend zum Ausdruck:

»Ja, o ja, ich bin betrogen,  
Wie nur je ein Erdenmann.  
Dennoch sei sich der gewogen,  
Welcher so wie ich betrogen  
Und verrathen werden kann!«



# Mädchenjahre

Rückblick 1938 – 1947, eine ehemalige Schülerin der 1. Oberschule für Mädchen Braunschweig Kleine Burg erinnert sich.

## Der Anfang

März 1938. Mütter und Töchter warten unter den alten Kastanien. Nervosität macht sich breit. Das Kind läßt sich vom Strom der Prüflinge hinauftreiben, nimmt seinen Platz ein. Löst seine Aufgaben. Schon bald strebt es wieder hinaus in den Frühlingstag mit dem Bemerken, es sei fertig. Allgemeine Verblüffung. Sie ist durchgefallen, stöhnt die Mutter, einer Ohnmacht nahe, beim Anblick ihrer Tochter. Das Kind indessen hat die Aufnahmeprüfung für die „Kleine Burg“ bestanden. Es bekommt zwei Reichsmark. Davon läßt es die arme Mutter zu Kaffee und Kuchen.

## Mahlzeit

Die Schultertasche an die Hüfte gepresst, schreitet das Kind die Stufen zum „Ratskeller“ hinab. Der Faltenrock gibt den Blick frei auf lange knochige Beine mit chronisch lädierten Knien. Große Füße setzen leicht einwärts auf. Neben dem Sommersprossengesicht baumeln dünne Zöpfe. Die Zehnjährige wartet an einem Eckstisch – Objekt ungläubigen Staunens im Halbrund der Kellner. Was es hier wolle, fragt schließlich einer. Die Speisekarte bitte und essen, erklärt das Mädchen knapp. Bald beginne der Unterricht wieder, und die Mutter habe ihm aufgetragen, hier seine Mahlzeit einzunehmen. Ob es Geld habe. Ja. Die Faust umklammert ein Zweimarkstück. Man einigt sich auf Rotkohl mit Bratwurst für einsachtzig. Zehn Pfennige Trinkgeld sind für den Ober. Fortan erscheint das dünne Kind jede Woche. Und man rückt ihm den Stuhl zurecht – wie einer Dame.

## Flink wie die Windhunde, zäh wie Leder, hart wie Krupstahl

Kriegswinter. Faustballspiel im verschneiten Schulhof. Man trägt die übliche Sportkleidung: weißes Achselhemd, kurze schwarze Hose, dünne Stoffschuhe, über dem Spann durch ein Gummiband gehalten. Nach wenigen Minuten fühlen die

Füße nichts mehr. Zahlreiche Stürze lassen die Haut farbig anlaufen. Aus Kleidung und Haaren rinnt Eiswasser; die Körper dampfen. Rotgeschwollene Handgelenke zeugen von einer langen, erbitterten Partie. Die Mutter fragt später beiläufig: Hast du dich verletzt oder etwas erfroren? Nein? Dann wasch das verdreckte Turnzeug, morgen wirst du es wieder brauchen.

## Urlaub in Deutschland

Hundert Füße schlurften durch den Sommermorgen. Viele müde Füße, draußen auf der Straße. Der Tag wird heiß werden. In den Gliedern bohrt der Schmerz von gestern. Das Mädchen reiht sich in die Schar der Frauen, die der Konservenfabrik zustreben. Der Führer will seinen Teil von den großen Ferien, um den Endsieg zu sichern. Welche Arbeit wird das Mädchen heute tun? Heiße Dosen werfen in der Kette, schnell und im Takt, bis die glänzende Pyramide die Decke erreicht? Bei fünfzig Grad im Lager unter dem Dach, die Hände in unförmigen Schutzhandschuhen? Zupacken, Drehen, Schwung – erbarmungslos, Stunde um Stunde. Erbsen verlesen am Band, bis grüne Lichter tanzen? In der Halle Nachschub heranschaffen für die Frauen, unter Geschrei und Zoten, die es nicht versteht? Gläser etikettieren im Hof, geruhsam mit Leimtopf und Pinsel? Arbeit für Privilegierte. Der Lohn: ein paar Pfennige pro Stunde, manchmal ein Glas Vielfruchtmarmelade. Heute Abend wird das Mädchen in traumlosen Schlaf fallen. Das Schlurfen der müden Füße wird es im Morgengrauen wecken.

## Der Tod ist nebenan

Die Luftmine hat ein Nachbarhaus zerstört. Bizarr verformte Träger stechen in den Nebel aus pulverisiertem Stein, der die Lungen schmerzen und die Augen nicht mehr sehen lässt. Das Mädchen weiß: Da unten sind Nachbarn, Spielgefährten. Kein Schrei, nur leises Stöhnen, Flüstern noch. Ich sterbe, das Kleine ist tot, Mutti, Hilfe...

Aus der Öffnung schiebt sich diese zitternde, verkrustete Hand. Wem gehört sie? Wasser, haucht es. Das Mädchen legt nasse Tücher in die graue Mörtelhand, die in die Dunkelheit zurücktaucht. Im Beben der Detonationen stemmt sich das Mädchen gegen Betonbrocken, versucht Eisengeflecht aufzubiegen. Vergebens. Blut rinnt von seinen Fäusten, die es gegen den giftgelben Himmel ballt: Sie sterben alle, hilf doch du! Niemand hört es. Später, im Dämmer der Scheune, bittet das Mädchen die acht stummen Körper: Verzeiht mir, ich konnte euch nicht retten. Ich war schwach und allein. Die Kindheit hat aufgehört.

## Schulfrei

Tausend Jahre sind vergangen, die Schulen geschlossen. Das Mädchen stößt den Spaten in den steinharten Boden, auf dem noch gestern britische Trucks parkten. Der Gärtner braucht seinen Acker. Die Füße stecken in Gummistiefeln, festgesogen in einer seifigen grauen Masse – verwester Fleischabfall, mit Ätzkalk durchsetzt. In der Sommerglut lockt der Gestank Myriaden fetter, grüner Fliegen an. Der Gärtner will Pflug und Pferd schonen. Darum gräbt das Mädchen. Der Gärtner ist ein sparsamer Mann: In der Latrine am Stall liegt die Bibel. Anderes Papier gibt es nicht, sagt der Gärtner. In Rufweite steht seit Tagen ein Güterzug. Ehemalige Badoglio-Soldaten warten auf die Heimfahrt. Lachen, winken, singen. Aussteigen dürfen sie nicht. Einer tut es, kämpft sich barfuß durch den Schlamm. Nimmt wortlos den Spaten, gräbt ein paar Reihen, erzählt dann von Mamma, bambini, casa. Der Soldat verabschiedet sich, sagt immer wieder permanente, permanente. Das Mädchen versteht nicht. Er schüttelt ihre schmutzige Hand, in der ein Fünzigmarkschein bleibt. Endlich begreift das Mädchen: Der Mann will, dass es Dauerwellen in seine langen, blonden Haare machen lässt. Da lacht er schon wieder von der Plattform des Zuges herüber, der sich langsam in Bewegung setzt. Ciao bella!

## Anthrazit

Die Schultasche um den Hals zieht das Mädchen zu Boden. Geduckt kriecht es durch einen Wartungsgraben am Bahnhof. Im Glücksfall endet die Rinne im Lokschruppen. Der Eiswinter 1947 steht im Zeichen des Abiturs. Unterricht in



kalten Klassen, viele Fenster vernagelt. Man arbeitet im Mantel, sofern man den hat. Sieben Leute drängen sich daheim im einzigen warmen Raum, der Küche. In ein Deckbett gewickelt, sitzt das Mädchen an seinem Schreibtisch. Eisnadeln wachsen aus der Tapete, der tote Ofen verströmt Kälte. – Bleibt der Weg durch die Bahnhoftgräben. Zaun und Hundestreife hat das Mädchen passiert. Wird es im Tender der Lok etwas finden? Der Schnee in den Winkeln birgt Kohlenreste – Anthrazit. Nur langsam füllt sich der Rucksack. Das Mädchen sucht eine Lok unter Dampf. Deren Tender, weiß es, ist beladen. Hastig gräbt es mit den Händen, immer die Schultasche um den Hals. Gegen Süßstoff oder ein paar Camels betrachtet der Mann im Führerstand intensiv den Himmel. Auch die Cadbury-Tafel wird das Mädchen opfern. Kohlen sind nötiger als Schokolade aus der Schulspeisung. Die schimmernden schwarzen Steine durch die Finger gleiten zu lassen berauscht wie Wühlen in Diamanten. Zwei Tage Wärme verheißt der volle Rucksack; zwei Nächte am Schreibtisch ohne Deckbett. Das Mädchen wird seinen Schatz durch Gräben und Wachen bringen zum Bahnhofplatz. Da es ebenso schmutzig ist wie sein Kohlensack, weist man es gelegentlich aus der Straßenbahn. Dann wird das Mädchen seine Last hinaus über die Landstraße tragen. Es fühlt weder Kälte noch Gewicht: Es singt und hüpfet, denn es hat Anthrazit.

#### **Das Ende oder Graupen mit Aprikosen**

März 1947. Die Klausuren sind geschrieben. Am Morgen sagt das Mädchen, es sei von der mündlichen Prüfung befreit. Dennoch bleibt es. Den ganzen Tag werden Mitschülerinnen geprüft und auch am folgenden. – Schulspeisung wird ausgegeben: Graupen mit Aprikosen heute. Was den Prüflingen den Appetit verdirbt, kommt dem Mädchen zugute. Ungeheurer Hunger erwacht – auf Essen und auf Leben. Dreimal leert sich das blecherne Kochgeschirr. Zur Dämmerung verbrennt das Mädchen seine Mathematikhefte im Garten; langsam, genussvoll, Blatt um Blatt. Der Wind trägt die Asche fort. Die Schule wird Erinnerung.

*Text von Waltraud Birkholz*



## ***Das Tüpfelsumpfhuhn ist sehr selten im Wasservogelreservat zu beobachten***

Die Vögel im Wasservogelreservat Schöppenstedter Teiche

*Text und Fotos von Rolf Jürgens*

Dieses Sumpfhuhn gehört zu den äußerst heimlichen Rallen, die sich im Sumpfdickicht, im Schilf oder sonstiger Vegetation verborgen halten. Diese sehr heimliche Rallenart kann man ehesten durch ihre Lautäußerungen vom Frühjahr bis in den Sommer besonders in der Dämmerung und nachts, hören. Sie kommt in ganz Europa vor, überwintert in Südeuropa und Afrika. Das Gefieder ist oberseits olivbraun, schwarzweiß gestreift und weiß getüpfelt.

Mitte April kehren die Tüpfelrallen in ihr Brutgebiet zurück. Das Nest wird im Mai und Juni gebaut, welches im Schilf und dichtem Röhricht gut versteckt liegt. Weibchen und Männchen brüten abwechselnd das Gelege in etwa 20 Tagen aus. Die Jungen bleiben nur ein oder 2 Tage im Nest und laufen dann im Schutze der dichten Vegetation mit den Altvögeln umher und werden von den Altvögeln mit Insekten, Würmern und Spinnen gefüttert.

Bisher konnte das Tüpfelsumpfhuhn nur wenige Male im Wasservogelreservat beobachtet werden.

Mehrere Male konnte ich ein Exemplar vom Beobachtungsstand aus am Schilfrand beobachten. – Eine äußerst seltene Beobachtung!





# Fachwerk und Zimmermannszeichen

Text und Grafiken von Rolf Ahlers

In früheren Jahrhunderten wurden die Fachwerkhäuser gleich an dem dafür ausgewählten oder vorbestimmten Standort errichtet, so beispielsweise auch das heutige Bauernhausmuseum Bortfeld. Die Inschrift über dem großen Tor lautet: „JOHANN WOLTER MAGDALENA WOLTER ZM IP 1726“ Worin die Buchstabengruppen „ZM“ und „IP“ auf den Zimmer-Meister Iohann (= Johann) Peters hinweisen.

Der Zimmermeister ließ die im Wald – mitunter bereits Jahre vorher – geschlagenen Baumstämme zur Baustelle anfahren. Mit seinen Gesellen und Lehrlingen nahm er die gesamte Bearbeitung der Bauhölzer an Ort und Stelle vor. Aus den runden Baumstämmen wurden mit Sägen, Beilen und weiteren Handwerkzeugen die vierkantigen Hölzer herausgearbeitet, und zwar in unterschiedlichen Querschnitten und Längen. Als Schwelle, Rähm oder (Decken-)Balken waren durchweg längere Hölzer nötig, kürzere Hölzer fanden als Ständer, Strebe, Riegel usw. ihre Verwendung.

Zur Veranschaulichung der nach ihrem Einsatzzweck bezeichneten Hölzer dienen hier die schematischen Darstellungen des West-Giebels und der Südseite vom Bauernhausmuseum Bortfeld.

Auf dem Steinfundament befindet sich horizontal die hier mit „A“ bezeichnete Schwelle. Sie ist die Grundlage des Hauses. In der Oberseite der Schwelle befinden sich die – beim fertigen Haus nicht sichtbaren – Zapflöcher. Eingesteckt in diese Zapflöcher sind die Zapfen der nachfolgend beschriebenen Ständer und Streben. Die sichere Ver-

bindung zwischen Zapfloch und Zapfen stellt der von außen leicht erkennbare, etwa daumendicke Holznagel her. Auch alle weiteren Verbindungen des Balkenwerks sind so hergestellt.

Auf der Schwelle des West-Giebels stehen vertikal die hier mit „a“ bis „l“ bezeichneten Ständer, wobei die an den Hausecken befindlichen Ständer – „a“ und „l“ – als Eck-Ständer benannt sind. Statt „Ständer“ gibt es oftmals auch „Stiel“ als Bezeichnung.

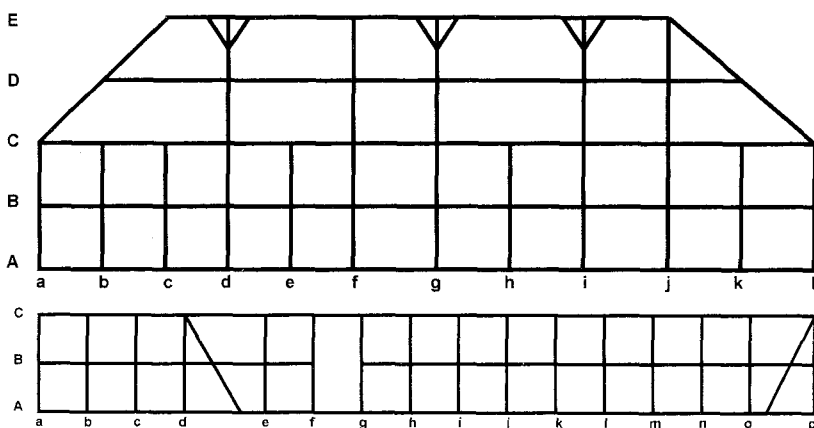
Die Ständer „a“, „b“, „c“, „e“, „h“, „k“ und „l“ sind durchlaufend bis zum Rähm „C“ und darin von unten eingezapft. Das Rähm „C“ besteht aus einzelnen Abschnitten, denn die Ständer „d“, „f“, „g“, „i“ und „j“ sind durchlaufend bis zum Rähm „E“ und darin von unten eingezapft. Die oben beiderseits der Ständer „d“, „g“ und „i“ eingesetzten (geneigten) Kopfbänder nehmen seitlich wirkende Kräfte auf. Die Riegel in den Horizontalen „B“ und „D“ enden mit beidseitigen Zapfen in den Zapflöchern der Ständer, bzw. bei „D“ ganz links in einem Sparren.

Auf der Schwelle der Südseite stehen vertikal die hier mit „a“ bis „p“ bezeichneten Ständer, wobei dieser Eck-Ständer „a“ identisch ist mit dem Eck-Ständer „l“ des West-Giebels. Neben dem Ständer „d“ ist eine (geneigte) Strebe angeordnet. Eine weitere Strebe steht in Verbindung mit dem Eck-Ständer „p“. Die Streben nehmen ebenfalls seitlich wirkende Kräfte auf. Zwischen den Ständern „f“ und „g“ befindet sich kein Riegel, dort ist die Seitentür eingebaut.

Oberhalb des Rähms „C“ – der zugleich die Höhe der Erdgeschossdecke festlegt – beginnt auf der Südseite die Dachfläche. Am West-Giebel beginnt oberhalb des Rähms „E“ der Walm des immer noch aus Stroh bestehenden Daches.

Ein Fachwerkbau ist ein Ständerbau, der aus horizontalen, vertikalen und geneigten Balkenwerk errichtet ist. Die von einzelnen Hölzern des Balkenwerks – Schwelle, Ständer, Rähm, Riegel usw. – eingefasste meist rechteckigen Öffnung – als Fach bezeichnet – ergab die Grundlage für die Namensgebung eines solchen Bauwerkes. Für die

**Abb. unten:**  
West-Giebel (o.) und  
Südseite (u.) vom  
Bauernhausmuseum  
Bortfeld, (jeweils  
schematisch).





a	b	c	d	e	f	g	h	i	j	k	l	m	n	o	p
I	II	III	IIII	V	VI	VII	VIII	VIII	X	XI	XII	XIII	XIII	XV	XVI

Füllung der vielen Fächer – lediglich einige sind mit Fenstern ausgestattet – gibt es mehrere Ausführungen. So beispielsweise das Flechtwerk, welches mit einem glattgestrichenen Lehm-Stroh-Gemisch überzogen ist, und auch die Ausmauerung mit Lehm- oder Ziegelsteinen.

In neuerer Zeit wurden und werden Fachwerkhäuser auf dem Zimmerplatz hergestellt. Dabei werden die Hölzer für einzelnen Fassaden – die beiden Giebelseiten und die beiden Längsseiten – liegend zusammengefügt. Für Transportzwecke wird alles in Einzelteile zerlegt. Damit dann auf der Baustelle der Aufbau schnell vonstatten gehen kann, wird bereits auf dem Zimmerplatz jedes einzelne Holz mit einem Zimmermannszeichen versehen.

Bei einem Neubau ließen sich die Zimmermannszeichen leicht feststellen. So beginnt die Nummerierung jeder Fassade immer an linken Eck-Ständer. Das wird wohl die uralte Beziehung zum links befindlichen Herzen sein. Zur Nummerierung sind römische Zahlzeichen verwendet. Denn diese bestehen aus geraden Streifen, die sich mit einem Stemmeisen (= Stechbeitel) leicht herstellen lassen. In Abweichung von der sonst üblichen Schreibweise für „IV“, „IX“ usw. kamen allerdings „IIII“, „VIII“ usw. zum Einsatz.

Die Schwelle und der Rähm tragen lediglich am linken Ende die Nummer „I“, da sie beide durchlaufend ausgeführt sind. In die Ständer ist die Nummer immer am unteren Ende eingekerbt. Wobei die Eck-Ständer allerdings mit den Nummern beider Fassadenseiten versehen sind. Die Hölzer zwischen zwei Ständern sind immer nach dem linken Ständer nummeriert. So ist die Strebe zwischen „d“ (= „IIII“) und „e“ (= „V“) an ihrem unteren Ende mit „IIII“ bezeichnet, wie auch die beiden Riegel an ihrem jeweiligen linken Ende. – Veranschaulicht ist diese moderne Nummerierung

am Balkenwerk des Bauernhausmuseums Bortfeld. Die den Buchstaben „a“ bis „p“ entsprechenden Nummern sind in der Tabelle aufgeführt.

Damit jedoch die vier Fassaden eines Fachwerkhäuses in ihrer Nummerierung voneinander unterschieden werden können, gibt es an jeder Nummer ein Zusatzzeichen.

Die nachstehend erläuterte Verwendung des Zeichens „Bund“ für die Querwände eines Hauses basiert offenbar auf dem früheren „Verbind“, als Bezeichnung für die tragende Konstruktion im Hausinneren. Auch das heutige Wort „(Dach-)Binder“ leitet sich davon her.

Bei dem Neubau ist im Westgiebel der linke Eck-Ständer mit einer „I“ bezeichnet und oben rechts an der Nummer befindet sich ein dreieckiges Zusatzzeichen. Dieses Zusatzzeichen heißt „Bund“. Der Zimmermann benennt diesen Ständer also mit „Ständer eins, ein Bund“.

Der linke Eck-Ständer im Ost-Giebel trägt an der „I“ oben rechts zwei dreieckige Zusatzzeichen. Der Zimmermann bezeichnet diesen Ständer mit „Ständer eins, zwei Bund“, den rechts benachbarten Ständer mit „Ständer zwei, zwei Bund“.

Bei dem Neubau ist in der Nordseite der linke Eck-Ständer mit einer „I“ bezeichnet, rechts neben der Nummer befindet sich eine geneigte „I“ als Zusatzzeichen. Dieses Zusatzzeichen heißt „Rute“. Der Zimmermann benennt diesen Ständer also mit „Ständer eins, eine Rute“.

Der linke Eck-Ständer in der Südseite ist ebenfalls mit „I“ bezeichnet, rechts neben der Nummer befinden sich zwei geneigte „I“ als Zusatzzeichen. Der Zimmermann bezeichnet diesen Ständer mit „Ständer eins, zwei Ruten“, den rechts benachbarten Ständer mit „Ständer zwei, zwei Ruten“.

**Abb. links oben:**  
Aus darstellungstechnischen Gründen erfolgte in diesem Beitrag die Bezeichnung der Ständer mit Kleinbuchstaben. Hier die Tabelle mit den entsprechenden Nummerierungen.



West-Giebel		Ständer eins zwei Bund
Ost-Giebel		Ständer zwei zwei Bund
Nord-Seite		Ständer drei eine Rute
Süd-Seite		Ständer vier zwei Ruten

**Abb. mitte:**  
Steht für eine Schwelle oder ein Rähm kein ausreichend langes Holz zur Verfügung, so wird verlängert. Der Stoß wird verklinkt ausgeführt, um Zug und Druckkräfte übertragen zu können.

**Abb. links unten:**  
Ständer-Nummerierung der vier Fassaden-Seiten, (Beispiele).

Text und Fotos von Klaus Herrmann



# In das Große Moor ist Leben zurückgekehrt

*Die Streuobstwiese der Jägerschaft und das Exkursionscamp des NABU am Moorlehrpfad in Westerbeck*

Ein landesweit einzigartiges Projekt, die Streuobstwiese der Jägerschaft und das Exkursionscamp des NABU am Moorlehrpfad in Westerbeck, wurden im Mai, eröffnet.



Ins Große Moor ist Leben zurückgekehrt – gleich in mehrfacher Hinsicht. Schulklassen und Touristengruppen werden künftig mit der Torfbahn ins Moor fahren können, um dessen einzigartige Landschaft zu erleben. Und sie werden dort Tiere und Pflanzen zu sehen bekommen, von denen ebenfalls viele erst in den vergangenen Jahren zurückgekehrt sind.



Die Anstrengungen der Naturschutzverbände und Behörden um den Erhalt des Großen Moores haben sich gelohnt. Der Neuntöter, der Kranich, zahlreiche Kleinlebewesen kehrten in diese einzigartige Landschaft zurück.

Allerdings: Noch bevölkern längst nicht alle Tierarten, die einmal den Reichtum dieser Landschaft ausmachten, ihren ehemaligen Lebensraum wieder. Birkhühner beispielsweise fliegen nur noch vereinzelt aus den benachbarten Vorkommen ein. Der Naturschutz im Großen Moor bleibt für alle Beteiligten Verbände und Organisationen eine Herausforderung.



Damit sich möglichst viele Menschen für den Erhalt dieser Landschaft einsetzen, setzen die Naturschutzverbände und der Landkreis Gifhorn auf eine umfassende Information der Bevölkerung. Nachdem der Landkreis Gifhorn vor zwei Jahren einen Rundwander- und Radweg schuf, kam Landrätin Marion Lau in diesem Jahr als Gast zur Eröffnung des nächs-

ten Projektes. Eingeladen hatten der NABU-Kreisverband Gifhorn und die Jägerschaft Gifhorn-Süd gemeinsam. Auf einer historischen Streuobstwiese am Ortsrand von Westerbeck, in unmittelbarer Nähe zum Großen Moor, sind ein Lehrpfad der Jägerschaft und ein Exkursionscamp des NABU entstanden. Dass es dazu kam, ist die Idee von Fritz Hempel, dem ehemaligen Vorsitzenden der Birkwildhegegemeinschaft. Als Kind bereits mit dem Großen Moor verwachsen, wollte der Gifhorer Kaufmann und Jäger den Menschen die Einzigartigkeit dieser Landschaft vor Augen führen. Seine Idee: Spielend sollen Kinder den Umgang mit der Natur lernen. In Udo Siuts, einem erfahrenen Förster, und Dr. Gunther Sodeikat, vom Institut für Wildtierforschung an der Tierärztlichen Hochschule Hannover, mit einer Außenstelle in Ahnsen, fand er Mitstreiter. Am Ortsrand von Westerbeck, in unmittelbarer Nähe zum Großen Moor, aber außerhalb des Naturschutzgebietes, stellte der Westerbecker Landwirt Hermann Brandt der Jägerschaft und dem NABU eine ökologisch wertvolle Streuobstwiese zur Verfügung.

Karsten Lacü, im Vorstand der Jägerschaft mit für dieses Projekt mitverantwortlich: „Es war für uns in zweifacher Hinsicht eine Herausforderung. Einerseits finanziell, andererseits aber auch personell. In ehrenamtlicher Arbeit war das Vorhaben oft kaum zu leisten.“ Immer wieder kamen Helfer aus den Hegegruppen, um alte Zäune abzubauen, eine Hecke zu pflanzen oder das Fallobst einzusammeln. Ernst-Dieter Meinecke, der Vorsitzende der Jägerschaft Gifhorn-



Süd, hielt an diesem Projekt fest, trieb die Arbeit voran. Man fand aber auch neue Mitstreiter. So werden die Imker im Rahmen dieses Projektes ebenfalls ihre Arbeit vorstellen, wurde ein Bienenzaun gebaut.

Zwei Dinge waren dem Initiator Fritz Hempel wichtig. Einerseits der spielerische Umgang mit der Natur, andererseits die Zusammenarbeit mit anderen Naturschutzverbänden, die im Großen Moor bereits seit Jahrzehnten praktiziert wird. Deshalb errichtete der NABU sein Exkursionscamp ebenfalls auf der Streuobstwiese. In dem soliden Holzhaus sollen künftig beispielsweise Seminare für Schulklassen veranstaltet werden. In ihren Eröffnungsreden erläuterten Gerhard Braun, Vorsitzender des Nabu-Kreisverbandes Gifhorn, und Ernst-Dieter Meinecke, Vorsitzender der Jägerschaft Gifhorn Süd, ebenfalls an das gemeinsame Ziel einer artenreichen Natur. Für die beiden Naturschutzverbände begann mit diesem Projekt eine neue Form der Zusammenarbeit.

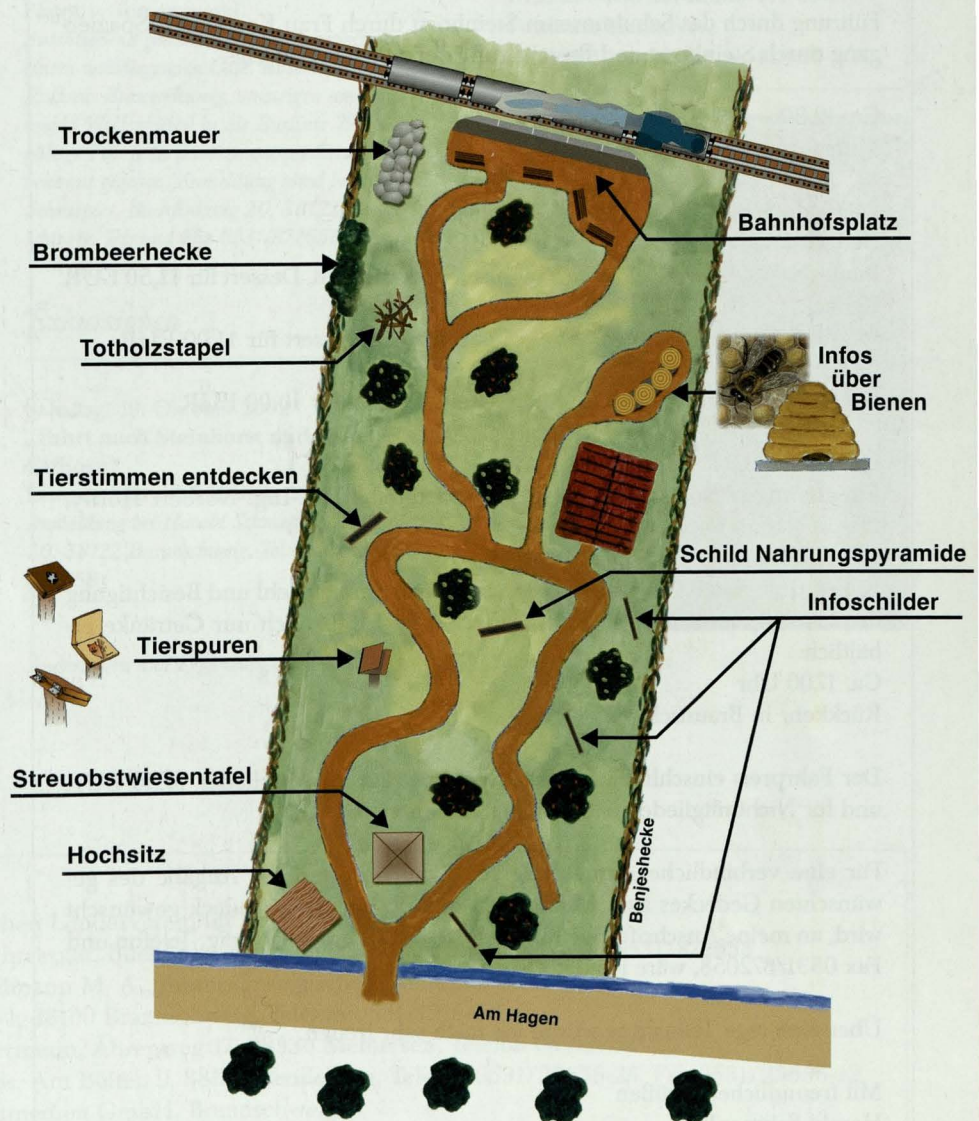
Wie praxisnah man den Lernort Natur gestalten kann, verdeutlicht ein Beispiel. Die Spuren der im Moor vorkommenden Tierarten können von Kindern und Erwachsenen auf einer der Stationen in den Sand abgedrückt und in Ruhe betrachtet werden. Beim anschließenden Rundgang im Moor, bereitet es nicht nur Kindern großen Spaß auf den Wegen nachzusehen, ob dort gerade ein Reh oder ein Wildschwein seine Spuren hinterlassen hat. Spielerisch erworbenes Wissen kann sofort angewandt werden. Gleichzeitig begann die Torfindustrie mit den Fahrten der Torfbahn ins Moor. Besuchergruppen, die sich vorher anmelden, können so das Moor aus einer Perspektive erleben, die der normale Wanderer sonst nicht zu sehen bekommt. Ökologisch sensible Bereiche können gezeigt werden, ohne dass Menschen diese Landschaft zertrampeln. Radwanderweg, Fußwanderweg, die Fahrten mit der Moorbahn, die Lernstationen auf der historischen Streuobstwiese, das Exkursionscamp – mit diesen vielen Möglichkeiten ist der Moorlehrpfad in Westerbeck ein landesweit einmaliges Projekt.

Der Moorbahn kommt in diesem Projekt eine große Bedeutung zu. In einem vergleichbaren Projekt in einem Moorgebiet bei Cuxhaven werden jährlich etwa 10 000 Menschen in sensible Moor-

bereiche gefahren, ohne dass davon Beeinträchtigungen für die Natur ausgehen. Das Große Moor könnte sich so zu einem Projekt des sanften Tourismus entwickeln. Die Fahrten mit der Moorbahn, das ist jetzt schon abzusehen, werden sich zum Publikumsmagneten entwickeln. Aus allen Teilen Niedersachsens liegen bereits Anmeldungen vor. Das Problem für die Organisatoren: der Ansturm muss bewältigt werden. Die Schienenanlagen werden gleichzeitig noch von der Torfindustrie benötigt. Diese unterschiedlichen Interessen müssen koordiniert werden.

Als Dachorganisation für Jägerschaft, NABU, Torfindustrie, Landkreis Gifhorn und Gemeinde Sassenburg, auf deren Gebiet das Projekt angesiedelt ist, dient ein eingetragener Verein, der alle Akti-

vitäten künftig koordinieren wird und dem Hermann Brandt vorsteht. Ernst-Dieter Meinecke, Vorsitzender der Jägerschaft Gifhorn-Süd: „Abgeschlossen ist dieses Projekt für uns noch längst nicht. Jedes Jahr sollen auf der Streuobstwiese weitere pädagogische Spiele installiert werden. Und auch der Nabu, das machen die Worte von Gerhard Braun deutlich, sieht sich erst am Anfang. Zahlreiche gute Ideen aus dem Bereich der Umweltbildung warten nur darauf im großen Moor umgesetzt zu werden. Den Kindern und Jugendlichen, die im Frühjahr und Sommer erste Erfahrungen mit der mit vielen Geschichten und Legenden behafteten Moorlandschaft machten, bereitete dieses Form des Lernens jedenfalls Spaß, ihre lachenden Gesichter verrieten es sehr deutlich.





# Exkursion des Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Liebe Mitglieder!

Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz führt am Sonnabend, dem 19.10.2002 eine Exkursion zur „**Besichtigung des Schulmuseums in Steinhorst, Landkreis Gifhorn, der St. Georgskirche in Steinhorst, der Christophorus-Kirche in Sprakensehl und des Lachte-Lutter Projektes zur Renaturierung eines Gewässerabschnittes der Lachte-Erhaltung und Wiederansiedlung der Flussperlmuschel**“ durch.

9.00 Uhr

Abfahrt Stadthalle Braunschweig „Parkstreifen“ (Leonhardplatz) mit dem RBB-Bus.

Ca. 10.00 Uhr – 12.30 Uhr

Führung durch das Schulmuseum Steinhorst durch Frau Koepe und Spaziergang durch Steinhorst und Besichtigung der St. Georgskirche.

Ca. 12.30 – 13.30 Uhr

Mittagessen im Gasthof Heine

Folgende Speisen stehen zur Auswahl:

Gedeck 1:

Bunter Salatteller, gem. Braten, Gemüse, Salzkartoffeln, Dessert für 11,50 EUR

Gedeck 2:

Bunter Salatteller, Putengeschnetzeltes mit Reis, Dessert für 11,00 EUR

Gedeck 3:

Bunter Salatteller, Gemüsegratin mit Reis, Dessert für 10,00 EUR

Ca. 13.30 – 14.45 Uhr

Erläuterungen zum Lachte-Lutter Projekt durch Dipl.-Ing. Norbert Horny, Obere Naturschutzbehörde.

Ca. 15.00 – 16.00 Uhr

Kaffeetrinken in Rölings Hof im Bauerncafé in Sprakensehl und Besichtigung der Christophorus-Kirche. Kaffeegedeck 5,50 EUR, auch nur Getränke erhältlich.

Ca. 17.00 Uhr

Rückkehr in Braunschweig

Der Fahrpreis einschließlich Eintrittsgeld beträgt für Mitglieder 14,50 EUR und für Nichtmitglieder 17,00 EUR / Person.

Für eine verbindliche Anmeldung zur Exkursion und die Angabe des gewünschten Gedeckes zum Mittagessen und ob ein Kaffeegedeck gewünscht wird, an meine Anschrift: Buchfinkweg 20, 38122 Braunschweig, Telefon und Fax 0531/872058, wäre ich dankbar.

Über eine rege Teilnahme würde ich mich sehr freuen.

Mit freundlichen Grüßen  
Harald Schraepler



Klaus Herrmann

## Wo sind die Mirabellen geblieben?

Reminiszenzen und Betrachtungen

Die Landschaft, in der ein Mensch seine Kindheit erlebt, prägt. Für Klaus Herrmann sind es die sandigen, von Kiefern und Birken gesäumten Heidewege, die in seiner Erinnerung für nachhaltige Eindrücke sorgten. Nach Jahren kehrt der Journalist mit Frau und vier Töchtern in diese Landschaft zurück und findet die Wege im „toten Tal“, wie Hermann Löns die Gegend zwischen dem Amt Meinersen und dem Gut Brenneckenbrück nannte, wieder.

Die Reminiszenzen und Betrachtungen von Klaus Herrmann leben aber nicht nur von der Naturbeobachtung, vom gleichmäßigen Rhythmus im Wechsel der Jahreszeiten und von der Liebe zu den vertrauten Landschaften seiner Kindheit. Mit einem gesunden Schuss Selbstironie skizziert Klaus Herrmann seine familiäre Situation – gegenüber der Weiblichkeit eindeutig in der Minderheit. Er schreibt über Neues, Modisches und Modernes, das Altvertrautes vielfach in ein ganz anderes Licht rückt. Sein wacher Blick für Natur und Mitmenschen fängt Bemerkenswertes, Lustiges, Nachdenkliches und Heiteres wie unter dem Brennglas ein – mancher Leser wird in den Texten Vertrautes entdecken und eigene Erfahrungen wiederfinden.

Klaus Herrmann, 1953 in Edemissen (Kreis Peine) geboren, arbeitet seit mehr als 20 Jahren als Redakteur. Seine persönlichen Betrachtungen erscheinen jeden Sonnabend in der Wochenendbeilage der Braunschweiger Zeitung.

*Books on Demand, Norderstedt*  
13,5 x 21,5 cm, 192 Seiten  
ISBN 3-8311-3938-5, EUR 14,80



# Veranstaltungskalender

Braunschweiger Landesverein für Heimatschutz e.V.



## Vorträge

Donnerstag, 10. Oktober 2002, 19.00 Uhr  
**„Vom Leben in Mitten der Natur:  
Schloß und Park Richmond in Braun-  
schweig“**

Vortragender: Dr. Peter Bessin

Donnerstag, 14. November 2002, 19.00 Uhr  
**„Burgen der älteren Eisenzeit in  
Niedersachsen – neue Perspektiven aus  
dem Land Braunschweig“**

Vortragender: Immo Heeske

Donnerstag, 9. Januar 2003, 19.00 Uhr  
**„Stadtname Braunschweig – die  
Siedlungsanfänge in der Altwiek“**

Vortragender: Prof. Dr. Wolfgang Meibeyer

Donnerstag, 13. Februar 2003, 19.00 Uhr  
**„Braunschweig in der Biedermeierzeit“**

Vortragende: Britta Edelmann, M.A.

Donnerstag, 13. März 2003, 19.00 Uhr  
**„Kulturhauptstadt Braunschweig im  
Jahre 2010“**

Vortragender: Ltd. Museumsdirektor Gerd  
Biegel, M.A.

*Im Anschluss daran findet die Jahreshaupt-  
versammlung statt.*

*Die oben genannten Vorträge finden im  
Braunschweigischen Landesmuseum,  
Burgplatz 1, 38100 Braunschweig, statt.*

## Spaziergänge und Besichtigungen

Donnerstag, 7. November 2002, 15.00 Uhr  
**„Besichtigung der Marktkirche  
St. Martini zu Braunschweig“**

Vortragender: Pastor Denecke  
*Treffpunkt: Eingang Martinikirche, An der  
Martinikirche, 38100 Braunschweig*

Montag, 2. Dezember 2002, 16.00 Uhr  
**„Vorweihnachtliche Stunde“** in der  
Johanniskirche Wolfenbüttel,  
Glockengasse 2, 38304 Wolfenbüttel,  
Pastor v. Tomaszewski  
*Anschließend gemütliches Zusammensein in  
einem naheliegenden Café. Buslinie 420 ab  
Rathaus Braunschweig, umsteigen am Korn-  
markt Wolfenbüttel in die Buslinie 797. Der  
gültige Fahrplan wird zu entsprechender Zeit  
bekannt gegeben. Anmeldung wird bei Harald  
Schraepler, Buchfinkweg 20, 38122 Braun-  
schweig, Tel. und Fax 0531/872658, erbeten.*

## Exkursionen

Samstag, 19. Oktober 2002  
**„Fahrt nach Steinhorst und Bakel, Kreis  
Gifhorn“**

Leitung: Harald Schraepler  
*Anmeldung bei Harald Schraepler, Buchfinkweg  
20, 38122 Braunschweig, Tel. und Fax 0531/  
872658*

*Änderungen und Ergänzungen vorbehalten!*

## Braunschweigischer Landes- verein für Heimatschutz e.V.

**1. Vorsitzender:** Harald Schraepler,  
Buchfinkweg 20, 38122 Braunschweig,  
Tel. und Fax 0531/872658

**Mitgliedsbeitrag** pro Jahr 20,- EUR  
Schüler und Studenten auf Anfrage

### Bankverbindung:

Nord/LB Braunschweig,  
BLZ 250 500 00, Konto 111 690  
Postbank Hannover,  
BLZ 250 100 30, Konto 440 65-308



Foto: Wilfried Bartels

### Impressum:

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz e.V.

1. Vorsitzender: Harald Schraepler, Buchfinkweg 20, 38122 Braunschweig, Telefon 0531/872658

Redaktion: Britta Edelmann M. A., Braunschweigisches Landesmuseum,  
Burgplatz 1, 38100 Braunschweig, Telefon 0531/1215-0

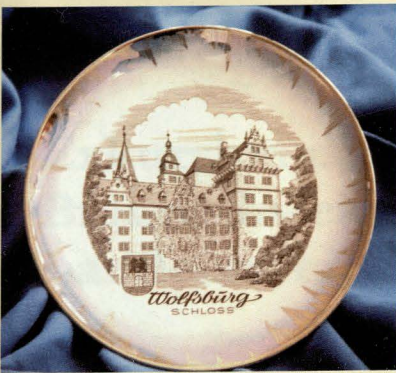
Klaus Herrmann, Ährenweg 17, 38536 Meinersen, Telefon 05372/54088

Uwe Krebs, Am Bülden 9, 38176 Wendeburg, Telefon 0531/25656-25, Fax 0531/25656-12

Gesamtherstellung: Ruth Printmedien GmbH, Braunschweig

Appelhans Verlag, Braunschweig, 2002 · ISBN 3-930292-69-6





## „Wenn Mauern erzählen könnten... 700 Jahre Schloss Wolfsburg“

Das Institut für Museen und Stadtgeschichte der Stadt Wolfsburg beteiligt sich an den Feierlichkeiten zum 700-jährigen Schlossjubiläum unter anderem mit einer vom Stadtmuseum Schloss Wolfsburg erarbeiteten Sonderausstellung. Unter dem Titel „Wenn Mauern erzählen könnten... 700 Jahre Schloss Wolfsburg“ gibt die Ausstellung in der Zeit bis zum 8. Dezember 2002 anhand zahlreicher Originalexponate bedeutender Leihgeber einen Überblick über 700 Jahre Schlossgeschichte.

Der erweiterte Sonderausstellungsraum des Stadtmuseums wird den Besucher diesmal mit einem komplett neuen Raumeindruck überraschen. Zentrales Stück der Schau ist die Urkunde aus dem Jahr 1302, in der die Wolfsburg erstmals erwähnt wird und die bisher in Wolfsburger Museen noch nicht im Original zu sehen war. Auch viele weitere Objekte werden der Öffentlichkeit erstmalig präsentiert, so zum Beispiel ein Reisebesteck aus dem Besitz des Reichsgrafen Adolph Friedrichs von der Schulenburg aus dem 18. Jahrhundert oder ein Fächer von Anna Adelheit Katharina von der Schulenburg, der letzten geborenen von Bartensleben auf Schloss Wolfsburg.

Darüber hinaus zeigt die von Ausstellungskuratorin Monika Kiekenap-Wilhelm konzipierte Präsentation Leihgaben namhafter Museen und Institutionen, wie dem Braunschweigischen Landesmuseum und dem Herzog Anton Ulrich-Museum. Besonders unterstützt wurde die Ausstellung von Dr. Günzel Graf von der Schulenburg. Neben der Historie findet auch die neuere Schlossgeschichte Beachtung: die Künstlergruppe „Schloßstraße 8“ wird ebenso thematisiert, wie die heutige Nutzung als Veranstaltungsort oder die ersten Nachkriegsjahre, in denen im Wolfsburger Schloss eine Jugendvolkshochschule des Dänischen Roten Kreuzes und sogar ein Malerbetrieb untergebracht war. Wenn Mauern erzählen könnten, hätte Schloss Wolfsburg eben viel zu berichten.

*Ein umfangreiches Begleitprogramm mit Führungen, Vorträgen, Stadtspaziergängen und weiteren Veranstaltungen rundet die Ausstellung ab. Das Stadtmuseum Schloss Wolfsburg ist dienstags von 10 bis 20 Uhr, mittwochs bis freitags von 10 bis 17 Uhr sowie samstags und sonntags von 10 bis 18 Uhr geöffnet. Anmeldungen zu Führungen werden unter der Telefonnummer 05361/828540 entgegengenommen.*

